

KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ

BERICHTE MEINUNGEN DOKUMENTE



INHALT

Klaus Weigelt

Tower Bridge aus Königsberger Sicht

In Berlin versuchte man, Kants kosmopolitischem Blick zu folgen 3

Roswitha Wisniewski

Illusionslos illuminieren

Klaus Weigelt zum 75. Geburtstag 6

Udo Arnold

Mariens Burg

Das Denkmal hat sein geistig-geistliches Herzstück zurückbekommen 8

Dieter Göllner

Die „alten, schönen, steinernen Kleider“

Sie allein machen Breslau nicht aus, zeigt Haus Schlesien 10

Donauraumschiffchen

Kroatien als „Schnittpunkt der Kulturen“ in Ulm 13

Michael Ferber

Kulturpessimismus als politische Gefahr

„Fünf Deutschland und ein Leben“ – Fritz Stern 14

Jörg Bernhard Bilke

Bedingungsloser Menschenfreund

Rupert Neudeck hat Humanität gelebt 16



*Erhaben, selbst über den
gelinde blasphemischen,
doch bitter notwendigen*

*Maschendraht:
Marienstatue auf der
Marienburg*

Bild: Udo Arnold, s. S. 8

BÜCHER MEDIEN VERANSTALTUNGEN

Schieb: Breslau (*Ulrich Schmidt*) 18

Szöllösi (Hg.): Die Brückenbauer (*Edith Ottschofski*) 19

Chwin: Ein deutsches Tagebuch (*Barbara Kämpfert*) 20

Georg Dehio-Buchpreis 20

Initiative zu Heimatsammlungen 21

LITERATUR UND KUNST

Ute Flögel

Ein tschechischer Minister gewinnt „liebe Landsleute“

„Historischer Augenblick“ beim Sudetendeutschen Tag 23

Klaus Weigelt

Weniger Male, mehr Denken

Einweihung des Denkmals für Albrecht von Brandenburg-Ansbach 27

Kristalline Opulenz

Polnisch-deutsche Museumskooperation in Sachen Glas 30

KK-NOTIZBUCH 31

Tower Bridge aus Königsberger Sicht

Immanuel Kants Blick geht stets über lokale und temporale Bindungen hinaus – in Berlin versuchte man ihm zu folgen

Anderthalb Jahre nach der Eröffnung der Kant-Dekade 2014–2024 am 13. Oktober 2014 in der Parlamentarischen Gesellschaft in Berlin (vgl. KK 1350, S. 3–5) durch Bundestagspräsident Norbert Lammert fand am 6. Juni 2016 in Berlin auf Anregung von Klaus Brähmig MdB eine erste Tagung unter dem Titel „300 Jahre Immanuel Kant – Der Weg zum Jubiläum“ statt. Die vier Verantwortlichen hatten sich reichlich Zeit genommen, die Tagesveranstaltung vorzubereiten. Die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM), das Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE), das Deutsche Historische Museum (DHM,

Tagungsort) und die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften (BBAW) hatten ein anspruchsvolles Programm erarbeitet und Philosophen, Kant-Experten, Museumsfachleute, Politiker und engagierte Königsberger und Ostpreußen ins Zeughauskino des DHM eingeladen – etwa 200 Teilnehmer waren gekommen.

Als schwer zu beantwortende Frage stellte sich in der Tat heraus, was genau man will mit der inzwischen auf eine Oktave geschrumpften Kant-Dekade. Entsprechend vielfältig waren die Antworten. Ulrike Kretzschmar als Hausherrin des DHM verwies auf die Neuerwerbung ihres Museums, eine Miniatur mit dem Bildnis Kants aus dem Jahre 1795, die in Großaufnahme das Tagungsbanner schmückte und damit einen ersten Schritt der musealen Vorbereitung auf das Großereignis repräsentierte.

Staatsministerin Monika Grütters räumte ein, dass Politiker über den tagespolitischen Horizont hinaus auch eines Wertefundaments bedürften, und erklärte, dass Immanuel Kant zur Risikobewältigung heute einiges beitragen könne. Matthias Weber (BKGE) fragte, ob das Programm, die anwesenden Professoren und die Befassung mit seinem Werk wohl dem Weltweisen „geschmeichelt“ hätten. Es sei allerdings fraglich, ob er wegen dieser Tagung Königsberg verlassen hätte, was er ja nie getan habe. Volker Gerhardt (BBAW) forderte dazu auf, die Widersprüche der Kant-Urteile aufzuarbeiten, sich dem Problem von Kants Geburtsort Königsberg zu stellen und die Verständigung mit Osteuropa zu fördern. Sein Plädoyer für die verbleibende Kant-Oktave fasste er in dem Satz zusammen: „Mit Kant weiterdenken!“

Es waren die Philosophen, die der Tagung



Er vertraute eher den Flügeln des Gedankens: Immanuel Kants Miniatur maximalisiert im Deutschen Historischen Museum

Bilder: der Autor

die Richtung wiesen und damit auch den weiteren Weg zum Jubiläum. Onora Baroness O'Neill aus Cambridge, Kant-Preisträgerin 2015, skizzierte in ihrem Eingangsvortrag „Warum immer noch ‚Zurück zu Kant‘?“ hilfreiche Ansätze aus der Vernunftphilosophie des Aufklärers: für aktuelle Fragen des Wissens – kein Skeptizismus, aber Bescheidenheit; für den Gebrauch der Freiheit – die vernunftgebundene Urteilskraft; für Politik und Zukunft – keine Vorhersehbarkeit, aber Gestaltungsauftrag; und für die Religion in den Grenzen der bloßen Vernunft – keine dogmatisch-kirchlichen, sondern bescheiden-vernünftige Positionen zur Besserung der moralischen Qualität des Menschen.

Der Tübinger Kant-Forscher Otfried Höffe stellte heraus, dass der Königsberger Philosoph trotz aller Ortsgebundenheit ein Kosmopolit gewesen sei, dem die Tower Bridge in London vor Augen stand, obwohl er sie nie gesehen hatte. Kants Begriff der Aufklärung habe gelehrt, dass Vernunft mehr sei als Wissen und dass der Verstand kein Privileg der Geburt, sondern ein Gebot für alle sei.

„Sapere aude“ – „Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen“, das sei die Absage an Platons „Aristokratie des Geistes“. Entsprechend formulierte Höffe, Kant sei es um eine „Demokratisierung“ der Vernunft gegangen. Kritik sei für ihn das Abwägen von Argumenten gewesen. Aus diesem Geiste habe er in seiner Schrift „Zum ewigen Frieden“ (1795) ein Bürgerrecht formuliert, seine Kritik am Kolonialismus zum Ausdruck gebracht und die Grundlagen einer Weltrechtsordnung geschaffen. Recht war für Kant göttlichen Ursprungs: der „Augapfel Gottes auf Erden“. Ehrsucht, Habsucht und Herrschaftsucht seien die Antikräfte gegen Recht und Kultur.

In der Diskussion wurden die mangelnden Kenntnisse über Kant und seine Philosophie in der Gesellschaft beklagt; es wurde eine breite „Volksaufklärung“ gefordert. In

Abwandlung eines bekannten Wortes von Schleiermacher formulierte Höffe, dass man gegen die heute vielfach auftretenden Feinde der Aufklärung, ihre „Verächter ohne Bildung“, mit Kant und seinen Argumenten öffentlich vorgehen müsse. Die demokratische Vernunft sei eine starke Vernunft; Kant habe ihr viel zugetraut.

Eine spannende Diskussion ergab sich aus der aktuellen Frage der Geltung von Recht. Marcus Willaschek (Kant-Kommission der BBAW) ging von der These aus, Recht sei gesinnungsneutral. Wenn der Staat es nicht schaffe, seinen Gesetzen Geltung zu verschaffen, dann sei das nicht das Verschulden des Einzelnen. Wie aber kann die Identifikation mit Gesetzen erreicht werden? Ohne eine derartige Identifikation kann ein Staat nicht existieren. Auch reiche eine äußere Konformität nicht aus, wie man am Beispiel der Gleichberechtigung der Frau sehen kann. Zur Identifikation mit einem solchen Grundrecht gehöre auch die innere Konformität.

Höffe unterstrich, dass Kant für Gesetze „Zustimmungswürdigkeit“ verlange; hier habe der Staat eine Bringschuld, er müsse seine Bürger zu einer moralischen Identifikation mit seinen Gesetzen bewegen. An der Diskussion dieser keineswegs nur rechtsphilosophischen Frage wurde besonders deutlich, wie schnell man aus der „trockenen“ Beschäftigung mit der Kant'schen Philosophie und Ethik in brandaktuelle Fragestellungen gelangen kann.

Die vom Moderator des nachmittäglichen Podiumsgesprächs, Patrick Bahners („Frankfurter Allgemeine Zeitung“), eingebrachte Frage „What would Jesus do?“ (Was täte Jesus?) erwies sich schnell als untauglich im Hinblick auf Kant. Wie aber soll es weitergehen mit diesem geschichtsphilosophischen Projekt? Geht es um eine Frage der Geschichtskultur im Deutschen Historischen Museum? Oder um ein Problem der „Jubiläumskultur“? Da sei die gerade zu Ende gehende Luther-Dekade mit



*Höchst präsenzer Präzeptor gegenwärtiger
Kant-Rezeption: Otfried Höffe*

ihrer Schleife um das kulturprotestantische Bild kein gutes Beispiel.

Wie soll also das Kant-Bild des Jubiläums aussehen? – Mehr Chiffre als Inhalt? Nein. Es gehe erst einmal darum, Fundamente in der Öffentlichkeit im Sinne von Aufklärung zu schaffen: Kant müsse exemplarisch für das Haus der Kulturen, für europäische und globale Perspektiven, für Kant als Kosmopolit vermittelt werden. Klischees seien typisch deutsch, aber für Kant untauglich. Wichtig sei von Anfang an eine Vertiefung und Differenzierung des Bildes von Immanuel Kant und seinem Denken. In diesem Sinne kann man die erste Tagung unter den Stichworten Aufklärung, Darstellung, Dialog und Internationalität und unter dem Motto „Mit Kant weiterdenken“ zusammenfassen.

Zur Aufklärung könnten als Schriftenreihe herausgegebene Vortragsreihen, Materialien für den Philosophie-Unterricht an Gymnasien, Publikationen der Bundeszentrale für politische Bildung, ein Internetauftritt mit einer Kant-Ikonographie und ein Logo beitragen, unter dem alle diesbezüglichen Aktivitäten erkennbar sind und zusammengefasst werden.

Für Darstellungen ist die Stiftung Königsberg im Stifterverband für die deutsche Wissenschaft bereits seit langem als Pionier aktiv. Die großen Kant-Ausstellungen 2004 und 2010 in Duisburg brachten die

weltweit größten Kantsammlungen Tausenden von Interessierten nahe. Dem gleichen Ziel dienten auch der große Kant-Katalog 2004 und das Buch „Kant der Europäer“ 2010, an dem zehn renommierte europäische Kantforscher mitwirkten und dem Norbert Lammert ein Geleitwort widmete. Zudem kuratierte die Stiftung 2009 die erste und bisher einzige Kant-Ausstellung in Kaliningrad, die von dem ersten Kant-Katalog in russischer Sprache begleitet wurde. Zukünftig wird, nach dem Umzug der Kant-Sammlungen von Duisburg nach Lüneburg, dort nach der Fertigstellung des Erweiterungsbaus im Ostpreußischen Landesmuseum der zentrale Ort sein für eine Dauerausstellung zu Kant und für das Jubiläumsjahr 2024 (vgl. KK 1367).

Der mit der Tagung begonnene interdisziplinäre Dialog sollte fortgesetzt und in regelmäßigen Abständen vertieft werden. Ein solcher Dialog sollte nicht auf Duisburg, Lüneburg oder Berlin begrenzt bleiben, sondern bundesweite Resonanz haben. Dazu ist die Drucklegung der Vorträge und ggfs. ihre Übersetzung, zumindest ins Englische und Russische, erforderlich, ergänzt um die Herausgabe einer jährlichen Kant-Zeitschrift durch das BKGE für die Dauer der noch verbleibenden Oktave.

Schließlich hat die Stiftung Königsberg auch für die Internationalität bedeutende Vorarbeiten geleistet, nicht nur durch die erwähnte Ausstellung im Jahre 2009 und den russischen Kant-Katalog, sondern auch durch die aktive Beteiligung an der 450-Jahr-Feier der Königsberger Universität 1994 in Kaliningrad und durch zahlreiche weitere wissenschaftliche und kulturelle deutsch-russische Kontakte in Kaliningrad. Diese gilt es auf ganz Osteuropa auszuweiten und im Zuge der nächsten Jahre eine deutsch-russische kooperative Vorbereitung des Jubiläums zu gewährleisten, z. B. im Rahmen des Petersburger Dialogs. Dafür ist Kontinuität erforderlich. Der bei der Tagung anwesende deutsche Gene-

ralkonsul in Kaliningrad, Michael Banzhaf, zeigte sich angesichts dieser Perspektiven sehr interessiert.

Es bleibt zu wünschen, dass die Verantwortlichen dieser ersten Tagung in ihrem Engagement nicht erlahmen, die Zahl

der beteiligten Institutionen um weitere einschlägige ergänzen und der Erwähnung Immanuel Kants in der Konzeption 2016 durch einen Haushaltstitel für den Haushalt 2017 eine finanzielle Grundlage verschaffen.

Klaus Weigelt (KK)

Illusionslos illuminieren

Klaus Weigelt zum 75. Geburtstag

Klaus Weigelt, der Präsident der Stiftung deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR, feierte am 14. Mai 2016 seinen 75. Geburtstag – ein Anlass, ihm herzliche Glückwünsche und Dank zu sagen für die vielfältigen Leistungen, die er hier wie in so manchen anderen Bereichen des politischen und kulturellen Lebens erbringt. Der seiner Heimat eng verbundene Königsberger lässt sich gern als „heimatverbundenen Kosmopoliten“ bezeichnen. Das kennzeichnet die nachhaltige Verflechtung seiner breiträumigen intensiven Auslandstätigkeit mit der fortwährenden Sorge für die Pflege und Bewahrung des Kulturgutes in den ehemals deutschen Gebieten im östlichen Europa.

Klaus Weigelt übernahm das Amt des Präsidenten des OKR im Jahr 2010, in einer Zeit schwierigster Veränderungen für alle Einrichtungen, die sich der vielfältigen Belange der deutschen nach 1945 Vertriebenen und ihres kulturellen Erbes annahmen. Denn im Jahr 2000 erfolgte durch die rot-grüne Bundesregierung unter Gerhard Schröder die verhängnisvolle Umgestaltung der Kulturarbeit gemäß Paragraph 96 des BVFG. Klaus Weigelt gehört bis heute zu den unermüdlichen „Rufern in der Wüste“, die die Hoffnung auf politische Einsicht und Lösungsüberlegungen noch nicht aufgegeben haben (vgl. KK 1366).

Zum Forum für die Darstellung der geschichtlichen Entwicklung der von ihm

geführten Stiftung wurde für Klaus Weigelt die hauseigene Zeitschrift „Kulturpolitische Korrespondenz“ (KK). Hier dokumentiert er die wichtigsten Ereignisse der fünfundsiebzehnjährigen Geschichte der Stiftung, die bis 2008 den Namen Ostdeutscher Kulturrat führte und die Abkürzung OKR traditionswahrend weiterführt. Er nennt die beachtlichen Publikationen, Publikationsreihen, die Schallplatten und die Veranstaltungen, verweist vor allem aber auch auf wichtige Formulierungen und Verständnishinweise wie etwa die des Bundespräsidenten Karl Carstens (KK 1353).

Diesen historischen Abriss führt Weigelt in Heft 1364 der KK weiter mit den Beschreibungen des Wirkens seiner Vorgänger als Präsidenten der Stiftung. Der Gründungspräsident Herbert von Bismarck, Urenkel des Bruders von Reichskanzler Otto von Bismarck, in Kniephof bei Naugard, dem Familiensitz der Bismarcks, geboren, später Landrat des Kreises Regenwalde, ging als Abgeordneter und Staatssekretär nach Berlin, wurde dort alsbald von den Nationalsozialisten in den Ruhestand versetzt, engagierte sich nach der Flucht für die Vertriebenen und war von 1948 bis 1952 erster Vorsitzender der Pommerschen Landsmannschaft. Es wird so manchen mit Pommern Verbundenen erfreuen, dass zwischen dem OKR und Pommern eine besondere Beziehung besteht. Diese vertiefte sich noch, als Professor Dr. Hans



Er nutzt das Rampenlicht nie für sich selbst, sondern zur Erhellung aller

Bild: Wikimedia Commons

Joachim von Merkatz, 1905 in Stargard geboren, Präsident des OKR wurde und diesen in bisher längster Amtszeit leitete, obwohl er in mehreren Kabinetten Konrad Adenauers als Bundesminister Würde und Last zu tragen hatte.

Mit Georg Graf Henckel von Donnersmarck, geboren 1902 in Grambschütz, war zuvor ein Schlesier an die Spitze des OKR getreten. Ihm folgte als vierter OKR-Präsident Dr. Götz Fehr, 1918 in Budweis geboren, ein hochangesehener Publizist, der die Erinnerung an Böhmen und die böhmische Sprache wachzuhalten wusste. 1968–1979 wurde ihm die Leitung von Inter Naciones anvertraut und damit die weltweite Vermittlung deutscher Kultur. Dr. Herbert Hupka, 1915 auf Ceylon geboren, muss als Schlesier gewertet werden, denn er wuchs in Ratibor auf und war Schlesien eng verbunden. Das äußerte sich nicht zuletzt in seinen journalistischen Beiträgen und in seinen Büchern mit Bezug zu dieser Kulturlandschaft. Er war Mitglied des Deutschen Bundestags und trug die schwere Entscheidung des Fraktionswechsels von der SPD zur CDU mit. Als Vorsitzender der Landsmannschaft Schlesien formte er diese zu einem überaus wichtigen Faktor der Vertriebenenarbeit. Ebenfalls Schlesier (1929 in Neusalz geboren) und ebenfalls ein Vertreter der geisteswissenschaftlichen Richtung in der Vertriebenenarbeit war Professor Dr. Eberhard Günter Schulz. Als Professor an der Universität Duisburg–Es-

sen widmete er sich weithin ausstrahlend dem Werk des Königsberger Philosophen Immanuel Kant und seiner Bedeutung für die moderne Auffassung vom Menschen und dessen Achtung vor der Würde des anderen – ein grundlegender Gedanke auch für die Fragen um Vertreibung und Unrecht.

Klaus Weigelt resümiert: „Sechs Präsidenten des OKR in sechs Jahrzehnten aus Schlesien, Pommern und Böhmen – was für eine Vielfalt der Lebensperspektiven, was für ein Reichtum der Lebensleistungen“.

Der jetzige Präsident Klaus Weigelt widmet sich mit großer Leidenschaft dem literarischen Werk von Ernst Wiechert. In seinen Arbeiten über diesen bedeutenden Königsberger Autor erweist sich das literaturwissenschaftliche Können Weigelts und seine Bereitschaft, sich drängenden Fragen der Auseinandersetzung mit sichtbaren, aber auch mit verborgenen Zeitströmungen und Verhaltensformen zu stellen. In seinem Artikel über die „ungeheure Kluft zwischen Wort und Leben“ (KK 1359) zeigt er auf, dass Wiechert unter der Erkenntnis litt, dass – mit dessen Worten – „nach dem Sieg der Waffen und dem Ende der Nazi-Zeit nichts oder nur wenig gewonnen worden war“. Weigelt verweist auf Wiecherts Deutung, dass das Spiel der Politik und der Kunst, der Weltanschauungen und der Worte erneut begann. Namentlich der Roman „Missa sine nomine“ kann als eine Warnung vor den überall gegenwärtigen Verlockungen scheinbar richtiger Verkündigungen und vertretbarer Verhaltensweisen verstanden werden, wie Weigelt eindrucksvoll nach und damit dem Werk Wiecherts eine sehr grundsätzliche Bedeutung zuweist.

Es ist zu wünschen, dass Klaus Weigelt die Stiftung deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR noch lange mit Tatkraft und Einfallsreichtum in eine Zeit hineinführt, die neue, bisher unbekannte Probleme in sich birgt.

Roswitha Wisniewski (KK)

Mariens Burg

Das Denkmal an der Nogat hat sein geistig-geistliches Herzstück zurückbekommen

In den verschiedenen Restaurierungsphasen des 19. und 20. Jahrhunderts war man stets bestrebt, das einst wichtigste Zentrum des Deutschen Ordens in seiner mittelalterlichen Form zu restaurieren. Das ist berechtigt, da es sich bei dem umfangreichen Gesamtkomplex um eine der größten und historisch/kunsthistorisch bedeutendsten Landburgen in Europa handelt.

Bei der Restaurierung hat Polen in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg Hervorragendes geleistet. Bestätigt wurde dies durch Aufnahme in die Liste der UNESCO als Weltkulturerbe im Jahre 1997.

Die Burg war von 1309 bis 1457 Zentrum eines der wichtigsten Territorien des gesamten Ostseeraumes, Preußen. Bei diesem Territorium handelte es sich aber – anders als bei den meisten anderen Territorien dieser Zeit – um ein geistliches Gebiet. Der Landesherr war ein kirchlicher Orden auf der Basis der mönchischen Gelübde

von Armut, Gehorsam und Keuschheit. Daher besaß die Marienburg eine mehrfache Funktion, die über die Bedeutung einer normalen landesherrlichen Burg weit hinausging: Sie war ein zentraler Ort staatlicher Macht und zugleich ein Kloster.

In der Burg gab es mehrere Sakralräume, wie in mittelalterlichen Burgen üblich. Der wichtigste war die Marienkirche. Sie lag im Hochschloss, dem Bereich, der weitgehend den Ordensbrüdern vorbehalten war. Die Marienkirche stellte das Zentrum des monastischen Lebens der Ordensbrüder dar, z. B. für die von der Ordensregel vorgeschriebenen Stundengebete. Damit bildete die Marienkirche auch für die Restaurierung ein Herzstück in historischer Hinsicht und gleichfalls in der heutigen Vermittlung der europäischen Besonderheit der Marienburg.

Die Darstellung des Doppelcharakters des Deutschen Ordens als Landesherr und als



Als bräuchten das Blau des Himmels und das Rot des Backsteins einander erst recht zum Leuchten: die Marienkirche der Marienburg

Bilder: der Autor

geistliche Gemeinschaft entspricht der modernen Sicht der Wissenschaft, wie sie bereits 1990 in der international bedeutenden Ausstellung „800 Jahre Deutscher Orden“ unter starker polnischer Beteiligung an Planung, Vorbereitung, Leihgaben und Katalogbeiträgen im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg stattfand. 1992 fand sie ihre Fortsetzung ebenfalls unter polnischer Beteiligung in Alden Biesen/Belgien und erlebte einen Höhepunkt in der Marienburg selber in der Ausstellung „Imagines Potestatis“ 2007. Dieser Bedeutung entsprach auch die Marienkirche, was bei ihrer Restaurierung Berücksichtigung finden sollte.

Die Entscheidung über die Innenraumgestaltung der Marienkirche bedeutete eine wichtige Weichenstellung hinsichtlich des Gesamtverständnisses der Restaurierung der Marienburg.

In der Gestaltung der äußeren Baumasse der Marienkirche ist bewusst das mittelalterliche Aussehen wiederhergestellt worden. Dem entsprach auch die Planung der Rekonstruktion der Madonnenfigur in der Nische des Presbyteriums. Ziel der Restaurierung im Innern musste daher sein, den Kirchenraum aus der Situation einer notdürftig mit viel Beton gesicherten und zugänglichen Baustelle wieder in einen annehmbaren – auch sakral nutzbaren – Zustand zu überführen, auch um eine Diskrepanz zwischen Außen- und Innenrestaurierung zu vermeiden, die einem Besucher nicht zu vermitteln wäre.

In diesem Sinne durfte ich als Präsident der Internationalen Historischen Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens 2012 ein Gutachten erarbeiten. Die hochrangig besetzte Restaurierungskommission ist 2014 zu weitestgehend ähnlichen Vorstellungen gekommen (vgl. KK 1343 vom 24. April 2014), und die Schlossverwaltung unter Direktor Dr. Mariusz Mierzwinski hat die Konzeption in erstaunlich kurzer Zeit umsetzen können,

vor allem auch durch die großzügige Finanzhilfe der norwegischen „Eea grants“ und „Norway grants“, denen dafür nicht genug zu danken ist.

Am 17. April fand in Anwesenheit hochrangiger Mitglieder der polnischen und der norwegischen Regierung und illustrierter geladener Gäste die Einweihung des rekonstruierten Innenraums statt. Die Messe konzelebrierten Dr. Jacek Jezierski, der Bischof von Elbing, und Dr. Bruno Platter, der Hochmeister des Deutschen Ordens, ein Festakt sowie ein Konzert der „Capella Gedanensis“ schlossen sich an. Damit hat die Marienburg ihr geistig-geistliches Herzstück zurückbekommen in würdiger Form, die jedoch nicht die historisierende Restaurierung des 19. Jahrhunderts wiederholt.

Es bleibt erkennbar, was den Krieg überdauert hat – einschließlich der teilweise erhaltenen Apostelfiguren unter den Wandvorlagen der Gewölbe – und was wiederhergestellt wurde. Das gilt nicht zuletzt für die farbige Ausgestaltung des Raumes. Die Wände wurden als unverputztes Ziegelmauerwerk belassen, das sowohl die Erweiterung des Raumes im 14. Jahrhundert als auch die Erneuerung nach dem Krieg erkennen lässt, die Gewölbeglieder in dunklerem, das Gewölbe selbst in hellerem Ocker ohne Farbfassung erneuert. Die Beleuchtung durch hell belassene Fenster und große, jedoch zurückhaltende Radleuchter lassen den Raum würdig und offen erscheinen, die Aufstellung des von 1504 stammenden Schreinaltars aus der Adalbertkapelle in Tenkitten mit Darstellung einer Marienkrönung, wahrscheinlich in Königsberg entstanden, verleiht ihm einen angemessenen Ostabschluss. Auch die im Westen befindliche Sängerempore ist nach diesem System wiederhergestellt worden.

Anschließend wurde auf dem östlich der Burg vorgelagerten Plauen-Bollwerk in einem kurzen Festakt die rekonstruierte Marienstatue in der Ostnische der Marienkirche der Öffentlichkeit übergeben sowie



Güte auf Gotisch: Marienstatue in der Ostnische

eine Gedenktafel der dafür verantwortlich zeichnenden Stiftung „Mater Die“ enthüllt. Bereits am Tag zuvor hatte Hochmeister Platter in der ebenfalls – mangels entsprechender Mittelalterüberlieferung in der Fassung von vor dem Ersten Weltkrieg – restaurierten Annenkapelle, der unter der Marienkirche liegenden Gruftkapelle der Hochmeister, eine Vesper feiern können.

Der 17. April war ein bedeutender Tag für die Marienburg, ein besonders wichtiger Baukörper erfuhr eine würdige und zeitgemäße Erneuerung und Zugänglichkeit und erhielt in der Madonnenfigur ein Wahrzeichen für das gesamte Land zurück. Dass das nicht das Ende der Restaurierungsarbeiten bedeutet, ist für einen solchen Baukomplex selbstverständlich, doch nach der Rettung des Großen Remters war dies der bedeutendste Schritt, der das Weltkulturerbe Marienburg noch beeindruckender erscheinen lässt.

Udo Arnold (KK)

Die „alten, schönen, steinernen Kleider“

Sie allein machen Breslau nicht aus, Haus Schlesien zeigt auf mannigfaltige Art eine lebendige Stadt

Zum Veranstaltungsreigen, den Haus Schlesien aus Anlass der europäischen Kulturhauptstadt 2016 organisiert, gehören die neue Sonderausstellung „Breslau persönlich“ und die Tagung unter dem Motto „Breslau/Wrocław – Eine Metropole im Umbruch“. Hinzu kommen Vorträge, Prominenten-Gespräche und ein thematischer Fotowettbewerb.

Die von Professor Dr. Michael Pietsch, dem Präsidenten des Vereins Haus Schlesien e.V., Nicola Remig, der Leiterin des Dokumentations- und Informationszentrums von Haus Schlesien, und Hubert Wolff, dem Vorsitzenden der Bundesvereinigung der

Breslauer e. V., eröffnete Schau bietet den Besuchern ein facettenreiches Bild der Kulturmetropole an der Oder.

Nicola Remig betonte: „Wir möchten, dass die Ausstellungsbesucher an Bedeutendes aus der deutschen Vergangenheit von Breslau erinnert werden, dass sie aber auch angeregt werden, das junge Wrocław zu entdecken, das von vielen Hochschulen und damit einer jungen Bevölkerung, von internationalen Firmensitzen und einer vielseitigen Kultur- und Kunstszene gekennzeichnet ist.“ Bei einem Rundgang durch die Ausstellung sollte man ausreichend Zeit mitbringen, um möglichst viele

der niedergeschriebenen Gedanken von Einheimischen und Durchreisenden, von Deutschen und Polen, von heutigen und früheren Breslauern nachzulesen.

Die bewegte Geschichte von Breslau, die ihre Spuren überall in der Stadt hinterlassen hat, wird durch persönliche Erinnerungen von bekannten und weniger bekannten Menschen ergänzt. Mit ihren mehr als 100 Brücken gilt die Metropole auch als „Venedig des Ostens“. Kaum etwas ist so prägend für die Geschichte und Entwicklung Breslaus wie die Oder. Heute spielt der Fluss eher eine marginale Rolle und dient vorrangig der Naherholung, doch immer noch ist alles „im Fluss“ ...

In der Ausstellung sind 50 Zitate zu lesen und rund 20 besondere Orte und Viertel der Odermetropole zu erkunden. In einer „Lesestation“ sind Bücher ausgestellt, die die Thematik vertiefen. Außerdem wird anhand eines Plakates von Mai 1930 über das offizielle Organ der Sendegesellschaft „Schlesische Funkstunde“ informiert. Über Kopfhörer können Interessenten einem

Ausschnitt aus der WDR-Sendung vom 21. Mai 1989 lauschen: „Die schlesische Funkstunde – Lucie Eger und Ernst Günther Bleisch erinnern sich“.

Berücksichtigt wurden unterschiedliche Bereiche des kulturellen, politischen und sozialen Lebens. Besondere Aufmerksamkeit gilt etwa dem Schwerpunktthema „Vorhang auf – Die Breslauer Bühnen“. Die Dokumentation geht bis an die Anfänge der Breslauer Theatergeschichte im frühen 16. Jahrhundert zurück. Neu ist, dass ab Herbst 2016 ein neues Theatermuseum als Teil des Stadtmuseums der Theatergeschichte Breslaus gewidmet wird. Vor dem Gebäude wird Orpheus als griechischer Gott der Poesie und des Gesangs in der Sichtachse zur Oper die Besucher begrüßen. Die drei Meter hohe Bronzebüste wird von Stanisław Wysocki gestaltet.

In der Ausstellung, die bis zum 11. September im Haus Schlesien von Königswinter zu besichtigen ist, finden repräsentative Breslauer Orte wie etwa die Universität, der Marktplatz, der Jüdische Friedhof und



Schwebendes, webendes, wehendes Bres(s)lau: Blick in die Ausstellung

Bilder: der Autor

die Jahrhunderthalle einen Platz. Letztere ist als Modell und als Aquarell, um 1913, aus dem Besitz des Ingenieurs Günther Trauer, zu sehen.

Auszüge aus zwei Zitaten stehen stellvertretend für die zahlreichen Erinnerungen und Gedanken, die die Stadt Breslau weckt. Joachim Kardinal Meisner erinnert sich: „In unserem Ortsteil Lissa bildet ein größerer Platz die räumliche Mitte unserer kleinen Vorstadt von Breslau. Und in der Mitte stand die große Nepomuk-Säule, die dem Platz auch den Namen ‚Johannesplatz‘ gab. Es verging kaum ein Tag, an dem wir Kinder nicht über den Johannesplatz gingen. Der hl. Nepomuk war für uns Kinder so etwas wie der Bürgermeister. ... Die Vertrautheit mit dem hl. Nepomuk hat mich lebenslang bis heute begleitet. ... Darum bin ich sehr dankbar, dass im Europäischen Kulturjahr der Stadt Breslau die alten, schönen steinernen Kleider des hl. Johannes von Nepomuk wieder erneuert und aufgefrischt wurden.“ Der junge Weimarer Künstler Michael Merkel schwärmt nostalgisch: „Ich erinnere mich an den Nebel, der sich von der Oder her über die Straßen der Stadt legte und diese in einen Dämmerzustand versinken ließ. Wie eine papierne Haut schmückte er ihr Gesicht, unterstrich die altherwürdige Erscheinung mit der rechten Spur von Melancholie. Als mein Großvater hier geboren wurde, nannte man die Stadt noch Breslau, mittlerweile möchte sie Wrocław gerufen werden.“

Es ist beeindruckend, welch vielschichtiges Breslau-Bild die Ausstellungskuratorin Bernadette Fischer durch das Zusammentragen unterschiedlicher Beiträge sowie thematisch passender Malereien, Skulpturen, Bücher und Archivfotos geschaffen hat. Wie bei einem Puzzle setzt sich vor den Augen der Betrachter ein buntes Bild zusammen. Passend dazu steht mitten im Ausstellungssaal ein großer Tisch mit tausenden Puzzleteilen, die Michael Merkel aus Stadtplänen vom 17. bis



Dynamik von Dichten und Denken: Heinrich Heine in der Sicht Theodors von Gosen, Guss August Brandstätter

ins 21. Jahrhundert hat anfertigen lassen. Das interaktive Projekt „City in process“ lädt Interessenten ein, sich ein persönliches Breslau-Bild zusammenzustellen.

Der hohe Stellenwert der Präsentation „Breslau persönlich“ wird nicht zuletzt dadurch unterstrichen, dass Joachim Kardinal Meisner, Erzbischof em. von Köln, und Rafał Dutkiewicz, Stadtpräsident von Breslau, die Schirmherrschaft übernommen haben. Am 23. August ist im Rahmen der Rubrik „Prominenten-Gespräch“ Dr. Joachim Kardinal Meisner im Haus Schlesien zu Gast. Der 1933 geborene emeritierte Erzbischof wird im Gespräch mit der Journalistin Gudrun Schmidt, die ebenfalls aus Schlesien stammt, über seine Erinnerungen an das Breslau seiner Kindheit und seine Beziehungen zu Breslau nach 1945 berichten.

Dieter Göllner (KK)

Donauraumschiffchen

„8000 Jahre Geschichte aus Kroatien“ – so lange gibt es jenes noch nicht, der Raum aber war immer ein „Schnittpunkt der Kulturen“

„Die Geschichte von Vinkovci offenbart uns die Bedingungen der Entstehung dessen, was wir heute eine ‚gemeinsame europäische Kultur‘ nennen, die wir in Portugal und in Norwegen, in Litauen und in Griechenland, in Italien und in Schweden, in Kroatien und in Frankreich zu finden glauben, ohne immer genau definieren zu können, was wir damit meinen. Bei Vinkovci handelt es sich nicht nur um eine Stadt, die in einer schönen Region liegt und die auf jeden Fall eine Reise wert ist, sondern auch um einen Ort, der uns als eine Art Exempel sehr viel über Europa erzählen kann, wenn wir nur die Zeichen zu lesen vermögen. Dank der besonders reichhaltigen Vergangenheit wird die Stadt zu einer Art Paradigma, bei dem sich vor uns Einblicke in die bisweilen verborgene Dynamik der gemeinsamen europäischen Geschichte öffnen.“

Das schickte die in Split geborene Autorin, Herausgeberin, Übersetzerin und Kulturvermittlerin Alida Bremer als Gastrednerin bei der Vernissage der neuen

Sonderausstellung im Donauschwäbischen Zentralmuseum Ulm voraus. Das DZM stellt erstmals seine Räume für die Gastpräsentation eines Partnermuseums zur Verfügung. Die aktuelle Sonderschau unter dem Motto „Vinkovci – Schnittpunkt der Kulturen. 8000 Jahre Geschichte aus Kroatien“ ist in zwei Bereiche gegliedert. Zum einen sind Schautafeln des Stadtmuseums Vinkovci zu sehen, auf denen in Text und Bild die Geschichte der Stadt von der Jungsteinzeit bis in die jüngste Vergangenheit aufgezeigt wird. Zum anderen bringt sich das DZM-Team mit einem lokalen Ergänzungsteil in Form eines Zeitstrahls in die Präsentation ein, über den die Besucher die Geschichte der Ulmer Region mit jener Vinkovcis vergleichen können. Außerdem werden auch zu den Themen Jungsteinzeit, Römische Zeit und Donauschwaben interaktive Schwerpunkte zum Mitmachen einbezogen.

Vinkovci (deutsch Winkowzi) ist eine Stadt im Osten Kroatiens mit rund 35 000

Karg, ja knöchern – und das im Wortsinn –, aber erhellend, zumindest für den Zeitsinn der „paläokroatischen“

*Menschen:
Sonnenuhr*

Bild: Museum



Einwohnern. Das Stadtmuseum Vinkovci präsentiert sich im DZM mit Schätzen aus seiner Sammlung, die vom Leben und Sterben, vom Mit- und Gegeneinander verschiedener Kulturen erzählen. Die jüngsten Exponate stammen aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg, die ältesten sind 8000 Jahre alt.

In der Ausstellung wird die Besiedlungsgeschichte der Stadt mit informativen Text- und Bildtafeln sowie anhand von Exponaten beleuchtet. Dazu zählt u. a. ein Gefäß aus der Kupferzeit, das mit geheimnisvollen Symbolen verziert ist. Weitere Objekte erzählen von den ersten Ackerbauern in Südosteuropa, vom Alltag in der römischen Colonia Aurelia Cibalae und von der Besiedlung durch Slawen im frühen Mittelalter. In Vinkovci wurden auch Spuren aus der Zeit der Türkenkriege und Zeugnisse der

deutschen Bevölkerung, die seit dem 18. Jahrhundert bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges hier lebte, entdeckt.

Neben den uralten Keramikgefäßen sind auch Goldmünzen mit dem Konterfei zweier römischer Kaiser und eine fantasievolle Gewandfibel sowie ein Knochenkamm aus der Zeit der Völkerwanderung und ein Feuerwehrlhelm aus der Habsburgermonarchie zu sehen. Auch eine Gehschule, mit der einst donauschwäbische Kinder laufen lernten, ist dabei.

In der Präsentation wird deutlich, dass sich Gemeinsamkeiten sowohl zwischen Deutschland und Kroatien als auch über den Donaoraum hinaus ergeben, die viele Völker und Kulturen in Europa verbinden. Die Ausstellung ist im DZM Ulm bis zum 18. September zu besichtigen.

(KK)

Kulturpessimismus als politische Gefahr

„Fünf Deutschland und ein Leben“ – Fritz Stern

Fritz Stern hat nicht nur Geschichte geschrieben, er hat sie auch gemacht. Der liberale Deutschland-Kenner ist am 18. Mai, wenige Wochen nach seinem 90. Geburtstag, in New York in seiner Wohnung unweit seiner Columbia University gestorben. Genau 20 Jahre sind es her, dass der Breslauer Historiker Fritz Stern mit dem Kulturpreis Schlesien des Landes Niedersachsen ausgezeichnet wurde. Aber wer war dieser Fritz Stern? Selbst antwortete er einmal: „Ich komme aus einem Deutschland, das nicht mehr existiert und so nie wieder existieren wird.“

Am 2. Februar 1926 kam Fritz Richard Stern in einem jüdischstämmigen Elternhaus in Breslau zur Welt. Stern besuchte das Maria-Magdalenen-Gymnasium in Breslau. Im September 1938 floh die Familie wegen ihrer jüdischen Abstammung vor dem Nazi-

Terror aus Deutschland und emigrierte via Rotterdam nach Amerika. Mit 18 Jahren wusste Fritz Stern nicht genau, was er studieren sollte, und fragte Albert Einstein um Rat. Geschichte oder Medizin? Der antwortete: Natürlich Medizin – Geschichte sei doch überhaupt keine Wissenschaft. Stern aber hörte nicht auf den Rat seines berühmteren Mitemigranten und studierte von da an Geschichte.

1953 promovierte Stern mit einer Arbeit über Kulturpessimismus als politische Gefahr, einer Auseinandersetzung mit Vorläufern des Nationalsozialismus. Er wurde Assistant Professor, 1963 ordentlicher Professor und 1967 Seth-Low-Professor. Stern ist jedem amerikanischen Geschichtsstudenten als Herausgeber der Textsammlung „The Varieties of History“ bekannt, die die Vielfalt der Ansätze der Geschichtswissen-



Historische Aufklärung blieb für Fritz Stern stets Selbstaufklärung

Bild: Wikimedia Commons

schaft vor den Horizont der humanistischen Tradition stellt. Die kulturelle und politische Geschichte des modernen Europa, insbesondere Deutschlands im 19. und 20. Jahrhundert, sowie die Geschichtsschreibung waren seine Forschungsschwerpunkte.

Historische Aufklärung blieb für Stern eine Selbstaufklärung. Er schrieb Memoiren und legte sie als Porträt Deutschlands an, das seine Familie vertrieben hatte. Durch seine profunden Kenntnisse zum 19. Jahrhundert wurde Stern im Laufe der Jahre zu einem der bedeutendsten US-amerikanischen Historiker deutscher Geschichte. So war er der erste ausländische Staatsbürger im Deutschen Bundestag mit der Festrede zum 17. Juni 1987 im damals noch geteilten Deutschland. Er sprach zum Tag der Deutschen Einheit und dem Gedenken an den Volksaufstand von 1953 in der damaligen DDR. „Fünf Deutschland und ein Leben“ lautet der Titel seiner Autobiografie, in der er daran erinnerte, dass er das Land als Weimarer Republik, zur NS-Zeit, geteilt in BRD und DDR und wiedervereint miterlebt hat.

Stern scheute keine Konflikte und keine Öffentlichkeit. Seine Freundschaften mit deutschen Intellektuellen und Politikern haben ihm besonders tiefe Einblicke in die Grundlegung der liberalen Demokratie eröffnet. 1990 überzeugte er mit seinem

Wissen die britische Premierministerin Margaret Thatcher, dass von einem wiedervereinten Deutschland keine Gefahr mehr ausgehe. Die Frage, ob die Deutschen ein Zentrum der Vertreibung brauchen, beantwortete er damit, dass ihm sehr viel mehr daran liege ein Mahnmal für Menschen des Anstands – für alle Bereiche, auch der Vertreibung – zu errichten.

1993 übernahm er für ein Jahr die Funktion als Berater des amerikanischen Botschafters Richard Holbrooke in Bonn. Die Niedersächsische Landesregierung ehrte ihn 1996 mit dem Kulturpreis Schlesien. 1999 erhielt er im Alter von schon 73 Jahren den Friedenspreis des deutschen Buchhandels. In seiner Dankesrede legte er ein erstaunliches Bekenntnis ab: Um seine Lebensarbeit der deutschen Geschichte zu widmen, habe er eine Art Entnazifizierung durchmachen müssen. „Ich musste die Überzeugung gewinnen, dass deutsche Geschichte nicht aus der Perspektive von 1945 allein beurteilt werden kann.“ 2004 wurde der Historiker mit der Leo-Baeck-Medaille ausgezeichnet, und 2006 erhielt er das Große Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland mit Stern und Schulterband. Hinzu kommen zahlreiche weitere Auszeichnungen und Ehrendoktorwürden.

Noch Anfang Februar dieses Jahres warnte

Fritz Stern mit Blick auf radikale Tendenzen in der Flüchtlingsdebatte vor einem „neuen Zeitalter der Angst“. Im Deutschlandradio sagte er, dass man angesichts von Armut, Kriminalität und Terror in der Welt verstehen könne, dass Angst unter den Menschen existiere und um sich greife. „Man braucht sie bloß nicht zu mobilisieren, wie die Rechtsradikalen das tun.“ Kurz vor seinem 90. Geburtstag war eine Klage zu lesen: „Ich habe mich manchmal beschwert, dass ich aufgewachsen bin mit dem Ende einer Demokratie und jetzt, am Ende des Lebens, die Kämpfe um die Demokratie noch einmal erleben muss. Eigentlich eine traurige Bilanz.“

Er unternahm den Versuch, den Deutschen ihre wechselvolle Geschichte zu erklären, und half interessierten Amerikanern, ein rätselhaftes kleines Land in Europa zu verstehen. Eine Aufgabe, die dem Historiker angesichts seiner Familiengeschichte nicht leicht gefallen ist. Denn Amerika, so sagte er, habe seine Jugend geprägt – aber der Nationalsozialismus sein Leben.

Der Breslauer Historiker Fritz Stern wird als Mahner und Kenner der deutschen Geschichte, als Liebhaber der Freiheit fehlen. Einst von den Nazis aus Breslau vertrieben, fand er seine Liebe zu Deutschland wieder.

Michael Ferber (KK)

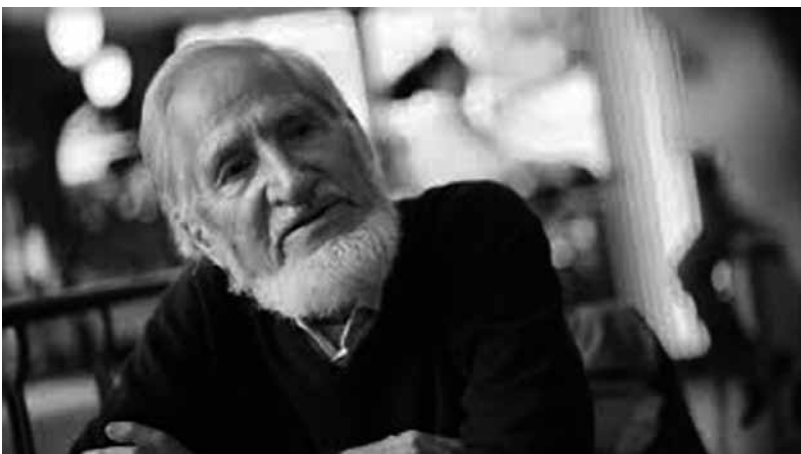
Bedingungsloser Menschenfreund

Rupert Neudeck hat Humanität gelebt

Wenn Rupert Neudecks Mutter am 30. Januar 1945 mit ihren vier Kindern, aus Danzig-Langfuhr kommend, nicht einige Stunden zu spät am Hafen von Gdingen/Ostsee eingetroffen wäre, sondern das Flüchtlingsschiff „Wilhelm Gustloff“ noch erreicht hätte, wäre das Leben des ältesten Sohnes mit fünf Jahren beendet gewesen.

Denn 9000 Passagiere ertranken in den eiskalten Fluten der Ostsee, nachdem das Schiff in der Nacht zum 31. Januar von drei Torpedos der Sowjetmarine getroffen worden war.

So gelangte die Familie Neudeck auf anderen Fluchtwegen ins Rheinland, wo der



*Stets den andern
Menschen in den
Blick nehmen und
sich selbst in die
Verantwortung:
Rupert Neudeck*

Bild: Wikimedia Commons

am 14. Mai 1939 in Danzig geborene Rupert aufwuchs. Seine Kindheit verbrachte er in der westfälischen Kreisstadt Hagen, wo er 1958 am Fichte-Gymnasium, sein Vater unterrichtete dort die Fächer Mathematik und Physik, das Abitur ablegte. Danach studierte er in Münster Philosophie, Germanistik, Soziologie und Katholische Theologie, brach aber das Studium nach sechs Semestern ab und trat dem Jesuitenorden bei. Nach dem Austritt aus dem Orden nahm er das Studium wieder auf und konnte es 1970 abschließen, 1972 wurde er an der Universität Münster mit einer Arbeit über „Politische Ethik bei Jean-Paul Sartre und Albert Camus“ promoviert.

Schon als Student war er 1969/71 als Redakteur tätig, seit 1971 hauptberuflich bei der katholischen „Funk-Korrespondenz“ in Köln, seit 1977 beim „Deutschlandfunk“. Mit Heinrich Böll gründete er 1977 das Komitee „Ein Schiff für Vietnam“, aus dem dann die Hilfsorganisation „Komitee Cap Anamur“ entstand. Mit diesem Frachter „Cap Anamur“ rettete der „Extremist in Sachen Nächstenliebe“ (Katholische Nach-

richten-Agentur) 10 375 vietnamesische Flüchtlinge („boat people“) aus dem Südchinesischen Meer. Im April 2003 gründete er das „Friedenscorps Grünhelme“. Rupert Neudeck, der am 31. Mai im Alter von 77 Jahren an den Folgen einer Herzoperation starb, wurde für sein humanitäres Engagement seit 1978 mit einer Fülle von Orden ausgezeichnet.

Er war auch Autor zahlreicher Bücher, darunter „Das Jahrhundert der Flüchtlinge“ (1980), „Afrika, Kontinent ohne Hoffnung?“ (1985), „Sorgenkind Entwicklungshilfe“ (1987), „Verjagt und vernichtet. Kurden kämpfen um ihr Leben“ (1992), „Das Versagen des Humanismus“ (1992), „Die Flüchtlinge kommen. Warum sich unsere Asylpolitik ändern muss“ (2005), „Die Kraft Afrikas. Warum der Kontinent nicht verloren ist“ (2010). In seinen Lebenserinnerungen „Abenteuer Menschlichkeit“ (2007) sprach er auch von seiner Danziger Kindheit und der Flucht mit der Mutter. Auch sein Schreiben stand stets unter dem Zeichen der Hilfe für den Nächsten.

Jörg Bernhard Bilke (KK)

Bescheidene Einzigartigkeit preisgekrönt: Stiftung Brandenburg

In diesem Jahr hat die Stiftung Brandenburg den Brandenburgischen Archivpreis 2016 erhalten. Dieser Preis geht seit 2008 alle zwei Jahre an Institutionen in Brandenburg, die sich in besonderer Weise im Bereich des Archivwesens ausgezeichnet haben. Vergeben wird dieser Preis durch den Landesverband Brandenburg des Verbandes deutscher Archivarinnen und Archivare e. V., Berlin (VdA).

Bei der Stiftung Brandenburg sind in den letzten zehn Jahren große und kleinere Sammlungen der historischen Heimatkreis-Vereinigungen und von Einzelpersonen

aufgenommen worden. Sie enthalten Bücher, Museumsstücke und Schriften, Dokumente, Fotos und Urkunden u. ä. Nach seiner Art wird das Schriftgut ins Archiv eingeordnet. Der Archivaufbau konnte seit 2014, auch dank Projektmitteln von Land und Bund, systematisch vorangetrieben werden. Das Archiv weicht stark von herkömmlichen Archiven ab, aber gerade das Einzigartige hat den VdA beeindruckt.

Die Urkunde wurde in der Stiftung Brandenburg, Fürstenwalde, vom Vorstand des VdA überreicht.

Maria Petzoldt (KK)

Über hundert Brücken gehn

Roswitha Schieb: Breslau/Wrocław. Ein kunstgeschichtlicher Rundgang durch die Stadt der hundert Brücken. Verlag Schnell & Steiner, Regensburg 2015, Band 10 der Reihe Große Kunstführer in der Potsdamer Bibliothek östliches Europa, 12,95 Euro

In diesem Jahr ist Breslau/Wrocław neben San Sebastian Kulturhauptstadt Europas. Rechtzeitig zu Jahresbeginn hat das Deutsche Kulturforum östliches Europa einen von Roswitha Schieb geschriebenen kunstgeschichtlichen Führer herausgebracht. Der einzige Mangel vorweg: In die Handtasche passt er nicht. Der Ausgleich: Dafür haben die Fotos ein einigermaßen großes Format, so dass man allein schon dadurch gut eingestimmt wird. Eine Stadt von besonderer Bedeutung in Polen, in Preußen, im Deutschen Reich, im Habsburger Reich, im Reich der Piasten, also so gut wie immer bedeutend gewesen, und eine Stadt bedeutender Persönlichkeiten in Kultur, Politik und Wissenschaft, dazu Handelszentrum und Universitätsstadt.

Vor allem ist Breslau Kirchen- und Brückenstadt. Von 100 Brücken ist schon im Untertitel des Buches die Rede, die Vielzahl der Kirchen ist schon in der Legende zum Stadtplan auf dem Vorsatz zu erkennen. Von 39 im Stadtplan markierten Orten sind 19 für Kirchen reserviert. Und das sind nur die großen Gotteshäuser im Stadtkern. Ganz viele kleine, kleinere werden gar nicht erwähnt.

Roswitha Schieb hat ihr Buch in vier Stadtspaziergänge unterteilt, die sie kunsthistorischen Epochen zuordnet. Der erste Gang ist der Gotik und Renaissance gewidmet und beginnt am Rathaus auf dem Ring/Rynek. Das ist wohl eine der schönsten städtebaulichen Anlagen

Europas. In gebührendem Abstand rund um das Rathaus stehen Renaissancehäuser, die vom Reichtum ihrer Erbauer künden. Dem steht das Rathaus in nichts nach. Mit der Verleihung des Magdeburger Stadtrechts 1242 begann die erste Blütezeit. Ein selbstgewählter Rat und eigene Gerichtsbarkeit trugen zum Reichtum entscheidend bei. Und bei der damals verzahnten Herrschaft von Kirche und Staat drückte sich der Herrschaftsanspruch auch durch gewaltige Kirchenbauten aus. Die gotischen Bauten mit ihren himmelstürmenden Bögen und Türmen – z. B. Dom, St. Elisabeth, St. Maria auf dem Sande – künden davon.

Die Reformation schied die Stadt in eine überwiegend evangelische Bürgergemeinde und den katholischen Bezirk um Dom und Sandinsel. Eine Einübung in konfessionelle Duldsamkeit sei das gewesen, schreibt Schieb. Doch die Gegenreformation ließ nicht auf sich warten, und nach dem Dreißigjährigen Krieg, der auch Breslau nicht verschonte, ging der Kirchenbau weiter. Heinrich Laube, der von 1828 bis 1831 in Breslau studierte, spöttelte: „In Breslau steht immer eine große Kirche nur fünfzig Schritte von der anderen entfernt.“ Der Eindruck drängt sich tatsächlich auf, denn in der Zeit des Barock, der Roswitha Schieb den zweiten Rundgang gewidmet hat, entstanden weitere Kirchen bzw. wurden in bestehende Kirchen barocke Kapellen eingebaut, z. B. im Dom.

Das wohl schönste Bauwerk der Stadt aus dem Barock ist die Aula Leopoldina. Die Jesuiten, seit 1638 in der Stadt, gründeten eine Schule, aus der 1702 die Universität hervorging, benannt nach dem Herrscher, der sie gestiftet hatte: Leopold I. Nicht zu übersehen sind das Waisenhaus – Orphanotropheum – mit der Nepomuksäule davor. Nicht vergessen werden darf der kulturelle Aufschwung der Stadt bzw. der Region mit der Vielzahl der barocken Dichter

von Andreas Gryphius über Martin Opitz bis hin zu Angelus Silesius.

Den dritten Spaziergang durch Breslau/Wrocław stellt Roswitha Schieb ins Zeichen von Klassizismus und Historismus. Die Stadt ist seit 1741 preußisch: Friedrich II. hat im ersten Krieg um Schlesien den Habsburgern das Land abgenommen. Was auch immer ab jetzt gebaut wird, es atmet eher eine nüchternen Atmosphäre, zu großen Teilen dem Architekten Carl Gotthard Langhans zu verdanken. Zugleich setzt eine starke Orientierung nach Berlin ein. Aber immer noch werden Kirchen gebaut. Bemerkenswert ist die Synagoge Zum weißen Storch, erbaut von Carl Ferdinand Langhans (dem Sohn). Dass diese Synagoge in einem Hinterhof steht, hat sie vor anderweitiger Schändung nicht bewahrt, immerhin wird sie heute nach umfangreicher Renovierung wieder im ursprünglichen Sinn genutzt.

Der Glanz und die Herrlichkeit Breslaus gingen unter im Feuersturm des russischen Angriffs im Januar 1945. Gauleiter Hanke hatte Breslau zur Festung erklärt, ließ allerdings gleichzeitig eine Schneise schlagen, damit er in letzter Minute erfolgreich fliehen konnte. Die Stadt war am Ende zu 70 Prozent zerstört. Es gibt ein Foto in diesem Buch, das ahnen lässt, was das bedeutet hat.

Mit den Sowjets als Besatzer begann etwas Neues: Die Deutschen wurden aus Schlesien vertrieben. „Ersetzt“ wurden sie durch ihrerseits vertriebene Polen aus z. B. Ostgalizien. Breslau/Wrocław wurde nun auch zu einem Gedenkort polnischer Geschichte. So wurde im Zuge der „Repatriierung“ das Archiv der Lemberger Universität hierher gebracht. Das für die Polen sehr wichtige Schlachtengemälde von Raclawice fand ebenfalls hier eine neue Heimstatt. Auf dem Ring steht das eigentlich deplazierte Denkmal des polnischen Dichters Alexander Fredro aus Lemberg, „Polens Molière“ genannt. Nicht zu vergessen das Denkmal für die von den Nazis ermordeten Lemberger Professoren.

An solchen Phänomenen lässt sich die schwierige Entwicklung, die Breslau/Wrocław nach dem Krieg genommen hat, erkennen. Dessen sollte man sich bei einem Besuch bewusst sein. Immerhin ist festzustellen, dass die jetzt hier lebenden Polen die wechselhafte und oft schmerzliche Geschichte ihrer Stadt akzeptieren.

Ulrich Schmidt (KK)

Heimat – nur der Ort, an dem man sterben will?

Ingeborg Szöllösi (Hg.): Die Brückenbauer. Junge Deutsche zwischen zwei Kulturen. Metropol Verlag, Berlin 2015, 16 Euro

„Sind Sie auch Brückenbauer?“, diese Frage stellte die Deutsche Gesellschaft Ende 2014 jungen Deutschen, deren Vorfahren aus unterschiedlichen Regionen Osteuropas stammen. Nun wurden 24 Antworten in einem Büchlein vereint. Die Autoren stammen aus vieler Herren Länder aus dem östlichen Europa. Neben Bianca Barbu aus dem rumänischen Banat, Kathrin Bartha aus Siebenbürgen, Thomas Baumgart aus Schlesien, Johannes Breuniger aus Kasachstan lebt auch Demokrat Ramadani mit albanischen Wurzeln aus dem Kosovo zwischen zwei Kulturen, in Deutschland, wo er Asyl bekam. Sie alle beantworteten die Frage auf durchaus originelle Weise.

In den recht kurz gehaltenen Aufsätzen erfährt man einiges über das „Zwischen“, wie etwa im Zwischentext von Marek Pollok, über das „Dazwischen“ oder über das Bild des Brückenbauers. Es sind allesamt sehr persönliche Auskünfte über die einzelnen Schicksale. Steht man auf der Brücke, stellt man einen Pfeiler dar oder verharrt man im Zwischenraum? Die Autoren denken über die Heimat nach und darüber, was ein Leben zwischen zwei Kulturen bedeutet. Bianca Barbu etwa schätzt das Glück, in mehreren Kulturen beheimatet zu sein, und sieht es als Brücke zu sich selbst. Kathrin Bartha spricht von melancholischen Brücken, wobei die Melancholie sie an Orte bindet. Dadurch gelangt sie in den Besitz dieser Landschaften. Das verleiht ihr eine gewisse Zugehörigkeit. Thomas Baumgart hingegen aus Oberschlesien paraphrasiert den Ikea-Spruch und fragt sich: „Baust du noch oder überquerst du schon?“ Er geht mit den Vorurteilen ins Gericht und plädiert für die Offenheit.

Nina Janz beschreibt in ihrem Essay, wie ihr „weißer Fleck“, ihr Geburtsort Kopejsk oder – wie sie es nennt – das russische Kopenhagen, sich mit Erinnerungen, Düften und Eindrücken füllt. Jakob Kibala spricht über seine demente polnische Oma und wie er für kurze Zeit, trotz aller Relativismen, zu ihr findet. Es sei kein Zuckerschlecken, in die deutsche Minderheit

hineingeboren zu werden, findet Sabina Liedmann aus Polen, die die deutschstämmigen Autoren „mit einer Träne im Knopfloch“ liest und es inzwischen zu schätzen weiß, zweisprachig aufgewachsen zu sein. Für sie ist Heimat dort, wo man Kauderwelsch spricht.

Die Autoren sprechen auch vom steinigen Weg der Emigration, von dem Gefühl der Fremde und der Unbehaustheit, finden die Heimat manchmal nur in der Literatur, so wie Josefin Piško, der sich mit Zuckmayer fragt, ob Heimat nicht vielleicht nur der Ort ist, an dem man sterben will. Oder sie definieren, wie Marek Pollok, ihre Identität als ein unbestimmtes „Zwischen“. Für Ramona Sadean ist mit Beate Mitzscherlich Heimat das, was sie macht. Auch sie findet sich in mehreren Heimaten wieder.

Zwischen „angeborener und erlernter Kultur“, so David Stahmann, werben die Beiträge vor allem für Verständnis, für Idealismus und Altruismus, für Toleranz oder, um mit Viktória Nagy zu sprechen, für Brücken, die ein Leben lang halten. Doch nicht nur die Brücken halten, so Marek Pollok, auch das Zwischen tut es.

Ein unterhaltsames und zugleich ein tiefgründiges Buch ist es geworden, und man sieht, dass das Leben zwischen zwei Kulturen dazu befähigt, über beide nachzudenken.

Edith Ottschofski (KK)

Ein deutsches Danzig, polnisch gedacht und gedichtet

Stefan Chwin: Ein deutsches Tagebuch. edition. fotoTAPETA, Berlin 2015. 250 S., 19,80 Euro

Stefan Chwin ist bekannt als polnischer Schriftsteller, der in Danzig lebt und sich in seinen Werken immer wieder mit der deutschen Vergangenheit seiner Stadt auseinandersetzt, so in „Hanemann / Tod in Danzig“ oder in „Der goldene Pelikan“. 2004 und 2008 erschienen in Polen zwei Bände aus seinen Tagebüchern (die man auch als Anleitung zum Verstehen der Deutschen auffassen kann), aus denen nun eine deutsche Ausgabe zusammengestellt wurde.

Die enthält natürlich nicht nur private Erinnerungen. Chwin ist als Kind durch die Trümmer des

zerstörten deutschen Danzigs gestreift, erinnert sich nun als polnischer Zeitzeuge und analysiert dabei als Schriftsteller die deutsch-polnische Nachbarschaft und ihre historischen Verflechtungen. Den Zweiten Weltkrieg hat der 1949 in Danzig Geborene nicht erlebt, doch seine Familiengeschichte ist geprägt vom Krieg: Sein Vater entkam als Pole aus Wilna nur knapp den Sowjets, seine Mutter überlebte als Sanitäterin in Warschau.

Diese Erinnerungen prägen Chwins Blick auf die Welt der Gegenwart, seien es Kriege anderswo, sei es der Wunsch nach Frieden. Um seinen Frieden mit den deutschen Nachbarn zu machen, sucht er ihr Wesen zu erkunden. Zur Recherche gehören Begegnungen mit dem Danzig der Nachkriegsjahre, mit den Hinterlassenschaften der Deutschen, mit Persönlichkeiten – ein ausführlicher Abschnitt handelt (recht kritisch) von Günter Grass. Dazu gehören auch Reflexionen über die Deutschen, ihr Land und den Rest der Welt in der Gegenwart, und immer wieder über Danzig, das Chwin nicht als Stadt mit vielfach beschworener multikultureller Vergangenheit akzeptiert, das ihm aber Heimat ist. Kurz: interessante Texte, voller Anregungen zum Weiterdenken.

Barbara Kämpfert (KK)

Breslauer Unterwelt und evangelisches Pfarrhaus

Georg Dehio-Buchpreis 2016

Der Georg Dehio-Buchpreis 2016 geht an Marek Krajewski für seine Breslau-Kriminalromane und an Cord Aschenbrenner für sein Buch „Das evangelische Pfarrhaus. 300 Jahre Glaube, Geist und Macht: eine Familiengeschichte“.

Mit dem von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien dotierten Buchpreis des Deutschen Kulturforums östliches Europa werden Autorinnen und Autoren geehrt, die sich in ihren Werken fundiert und differenziert mit den Traditionen und Wechselbeziehungen deutscher Kultur und Geschichte im östlichen Europa auseinandersetzen. Der Georg Dehio-Buchpreis ist aufgeteilt in einen Hauptpreis für ein publizistisches bzw. literarisches Gesamt-

werk und einen Ehrenpreis für eine herausragende Publikation.

Die fünfköpfige Jury unter dem Vorsitz von Dr. Beate Störtkuhl sprach den diesjährigen Hauptpreis dem polnischen Krimi-Autor Marek Krajewski zu. Er wurde 1966 in Breslau/Wrocław geboren und studierte dort Altphilologie. Nach seiner Promotion 1999 war er wissenschaftlicher Mitarbeiter, später Dozent an der Universität Breslau. Seit 2007 lebt er als freier Schriftsteller in seiner Heimatstadt. Bekannt wurde er durch seine Kriminalromane, die im Breslau der Zwischenkriegszeit spielen.

In der Begründung der Jury heißt es, die Romane „sprengen die üblichen Muster des Genres. Der polnische Autor siedelt die Handlungen in seiner Heimatstadt an, allerdings nicht im gegenwärtigen Wrocław, sondern im deutschen Breslau der Zwischenkriegszeit. Akribisch recherchiert Krajewski die historische Topographie der Stadt: Im Kopf des Lesers lässt er ehemalige Straßen und Plätze, Kneipen und Etablissements, Geschäfte und ganze Wohnviertel wiedererstehen. Die atmosphärische Dichte seines Erzählens und die intelligenten Plots lassen die Grenzen zum historischen Roman verschwimmen. Dabei ist sein Protagonist Kommissar Eberhard Mock eine durchaus ambivalente Figur – seine Welt ist makaber, düster, morbide. Wohl nicht zuletzt aus diesem Grund geht von Krajewskis Büchern eine Faszination aus, der polnische und deutsche Leser gleichermaßen erliegen. In seinen letzten Büchern schlägt Krajewski den Bogen nach Lemberg, heute Lwiw in der Ukraine, dessen 1945 zwangsumgesiedelte Bürger dafür gesorgt haben, dass das alte Breslau im neuen Wrocław sichtbar blieb. Krajewskis Breslau-Krimis führen auf ungewöhnliche und äußerst kurzweilige Art durch die schlesische Metropole.“ Die Übersetzungen der Romane ins Deutsche besorgten Doreen Daume und Paulina Schulz.

Der Ehrenpreis geht an Cord Aschenbrenner. Der 1959 geborene Journalist und Historiker ist Enkel eines evangelischen Pastors. Er arbeitet für die „Neue Zürcher Zeitung“ und die „Süddeutsche Zeitung“ und schreibt über historische, politische und kulturelle Themen. Aschenbrenner unterrichtet an verschiedenen Journalistenschulen und nimmt Lehraufträge an diversen Universitäten wahr.

Die Option für sein Buch „Das evangelische

Pfarrhaus. 300 Jahre Glaube, Geist und Macht: eine Familiengeschichte“ begründet die Jury wie folgt: „Aschenbrenner gelingt es, anhand des Schicksals der Pastorendynastie Hoerschelmann sowohl die deutschbaltische Geschichte zur Zeit des Zarenreichs und der Republik Estland als auch die Kultur- und Sittengeschichte des Pfarrhauses in den letzten knapp 300 Jahren anschaulich und unterhaltsam lesbar zu vermitteln. Gerade an den Aufgaben eines Pfarrers, der deutschen Adeligen und wohlhabenden Bürgern ebenso gerecht werden wollte wie der estnischen Bevölkerung, werden die sozialen Unterschiede zwischen Deutschen und Esten sichtbar. In der Institution des Pfarrhauses spiegelt sich aber auch der Wandel von einer ständisch zu einer national geprägten Gesellschaft im Baltikum seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts wider.“

Die Preisverleihung wird am 6. Oktober in Berlin stattfinden.

(KK)

In der Heimat guten Stube wird es ungemütlich

Initiative zu Heimatsammlungen

Derzeit bestehen in der Bundesrepublik Deutschland über 500 Heimatsammlungen aus zwanzig ehemals ostdeutschen Regionen. Sie entstanden nach dem Zweiten Weltkrieg zunächst als soziale Begegnungsstätten, teilweise auch schon als kleine museale Einrichtungen. Flüchtlinge und Vertriebene haben sie, parallel zu ihrem Beitrag zum Wiederaufbau Deutschlands, in jahrelangem ehrenamtlichem Engagement aufgebaut.

Diese nach Umfang und Inhalt sehr unterschiedlichen Sammlungen – dazu zählen Heimatstuben, Heimatmuseen, Heimatarchive, Patenschaftsarchive und Patenzimmer – haben einen vielschichtigen Charakter: Als Schaufenster der jeweiligen ostdeutschen Region informieren sie über deren historische und aktuelle Bedeutung in Europa. Integriert in bundesdeutsche Kommunen, sind sie zudem ein wertvolles Zeugnis deutscher Nachkriegsgeschichte.

Gleichwohl ist der Bestand vieler dieser mit ehrenamtlichem Engagement betriebenen

Heimatsammlungen oftmals akut bedroht, sei es durch zunehmende Raumkündigungen seitens der Kommunen aus finanziellen Gründen, sei es durch den rapiden Rückgang des Betreuungspersonals aus Altersgründen. Etliche Sammlungen wurden in den vergangenen Jahren bereits aufgelöst, ohne dass der Verbleib der Bestände bekannt ist.

Ein Projekt, das die Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen in Verbindung mit dem Haus Schlesien, Heisterbacherrott, und mit Förderung durch die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien im Jahre 2016 betreibt, soll einen effektiven Beitrag dazu leisten, die Heimatsammlungen, in welchen das Kulturgut der ehemals von Deutschen bewohnten Regionen Mittel-, Ostmittel- und Osteuropas bewahrt und der Öffentlichkeit präsentiert wird, nachhaltig zu sichern. Es gilt, die Sammlungen nach Möglichkeit innerhalb der Kommunen, in denen sie in der Nachkriegszeit entstanden sind, zu erhalten oder Wege aufzuzeigen, wie ihre Bestände im Rahmen anderer Institutionen zu sichern und weiter fruchtbar zu machen sind. Dies soll durch Beratung vor Ort, Hilfe in Notfallsituationen, Unterstützung bei Inventarisierung, Archivierung, zeitgemäßer Präsentation und Öffentlichkeitsarbeit erfolgen.

Als Grundlage für diese Beratungstätigkeit gilt es zu ermitteln, welche Sorgen die Betreuer der Sammlungen konkret umtreiben. Im Rahmen eines ausschließlich auf Schlesien bezogenen Vorgängerprojektes des Hauses Schlesien und in einer im Auftrag des Oldenburger Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa geleisteten bundesweiten Aufnahme der Heimatsammlungen ist vor einigen Jahren bereits die Erfassung der Sammlungen und ihrer Bestände erfolgt. Diese gilt es nun auf den gegenwärtigen Stand zu bringen.

Keineswegs alle Heimatsammlungen bedürfen einer Beratung im Rahmen des Projekts. Nicht wenige werden professionell betrieben und erscheinen in ihrem Fortbestand gesichert. Vieles an Hilfen wird zudem bereits von Landsmannschaften oder von Zusammenschlüssen und anderen Initiativen auf Länderebene geleistet. An alle Sammlungen aber richtet sich die freundliche Aufforderung der Betreiber des neuen Projekts der Kulturstiftung der deutschen

Vertriebenen, den Fragenkatalog, der in Kürze zugesandt werden wird, zu beantworten und somit zu einem verlässlichen und differenzierten Bild der Gesamtlage beizutragen.

Am 16. und 17. Juni 2016 fand eine erste Tagung für die Betreiber der Sammlungen im Haus Schlesien stattfinden. Wir berichten in unserem nächsten Heft darüber. Kontaktadresse zu der Initiative weiterhin: Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen, Elke Wilming, Kaiserstraße 113, 53113 Bonn, Telefon 0228/ 91512-0, e.wilming@kulturportal-west-ost.eu, kulturstiftung@t-online.de.

(KK)

Kultur- und Reisereferent

Studienfahrt nach Südböhmen

Eine Studienfahrt des Kulturreferenten für die böhmischen Länder im Adalbert Stifter Verein führt dieses Jahr in das östliche Südböhmen. Sehenswürdigkeiten sind unter anderem die Schlösser Wittingau/Trebon und Neuhaus/Jindrichuv Hradec, die einst den bedeutenden Adelsgeschlechtern der Rosenberger und Schwarzenberger gehörten. In Platz/Stráž nad Nežárkou und Umgebung folgt man den Spuren einer der bekanntesten Opernsängerinnen des 20. Jahrhunderts, Ema Destinová (an der Berliner Hofoper als Emmy Destinn sehr erfolgreich und von Kaiser Wilhelm sowie Enrico Caruso stark verehrt). Destinová spielte ebenso eine große Rolle für die Durchsetzung der tschechischen Nationaloper im Ausland. Auch dem Wehrdorf Sonnberg/Žumberk mit seiner sehenswerten Johannes-Kirche wird ein Besuch abgestattet.

Der Teilnehmerbeitrag für die Reise ab Regensburg Hauptbahnhof beträgt pro Person im Doppelzimmer 380, für Mitglieder des Adalbert Stifter Vereins 350 Euro. Der Einzelzimmerzuschlag beträgt 70 Euro. Reiseleitung: Dr. Wolfgang Schwarz, Kulturreferent für die böhmischen Länder im Adalbert Stifter Verein. Das genaue Programm für die Reise sowie Informationen zur Anmeldung bis spätestens Freitag, 8. Juli 2016, unter stifterverein.de.

(KK)

Tschechischer Minister gewinnt „liebe Landsleute“

Als „historischen Augenblick“ werten die Sudetendeutschen den Auftritt Daniel Hermans beim Sudetendeutschen Tag

Obwohl die deutsche Öffentlichkeit davon kaum Notiz genommen hat, war es für die Sudetendeutschen und für ihr Schirmland Bayern ein „historischer Augenblick“: Am 67. Sudetendeutschen Tag zu Pfingsten in Nürnberg nahm zum ersten Mal ein offizieller Vertreter der Regierung der Tschechischen Republik teil und hielt dort eine allseits beeindruckende Ansprache. Dass auch noch der 700. Geburtstag des böhmischen Königs und römisch-deutschen Kaisers Karl IV., dem sich Tschechen und Deutsche gleichermaßen verbunden fühlen, auf den Pfingstsamstag fiel, an dem das alljährliche Treffen der aus Böhmen, Mähren und Sudetenschlesien vertriebe-

nen Deutschen seit dem Jahr 1950 traditionell eröffnet wird, verlieh diesem Volksgruppentreffen besonderen Reiz.

Der tschechische Kulturminister Daniel Herman, der die Teilnehmer des Sudetendeutschen Tages bei der Hauptkundgebung als „liebe Landsleute“ begrüßte, bezeichnete es als eine große Ehre, als erster offizieller Repräsentant der Regierung der Tschechischen Republik bei diesem Pfingsttreffen sprechen zu dürfen. Er erinnerte an das jahrhundertlange Zusammenleben von Tschechen, Deutschen, Juden und Roma, das die Identität Böhmens, Mährens und Österreichisch-



Heimattags-Triumvirat (v. l.): Kulturminister der Tschechischen Republik Daniel Herman, Sprecher der Sudetendeutschen Volksgruppe Bernd Posselt und bayerischer Ministerpräsident Horst Seehofer

Bilder: die Autorin

Schlesiens geprägt habe und das durch die tragischen Ereignisse des 20. Jahrhunderts zerstört worden sei.

Mehrmals verurteilte der tschechische Kulturminister, der die deutsche Sprache perfekt beherrscht, die Vertreibung und Enteignung der Sudetendeutschen nach dem Zweiten Weltkrieg und gab seinem Bedauern über diese Zerstörung der Gemeinsamkeit von Deutschen und Tschechen in den böhmischen Ländern Ausdruck. Herman sprach sich deutlich gegen das Prinzip der „Kollektivschuld“ aus, mit dem viele Verbrechen gerechtfertigt worden seien. „Es gibt weder ‚die Deutschen‘ noch ‚die Tschechen‘. Es sind konkrete Menschen mit eigener Verantwortung, die sich für ihr Leben und ihre Taten rechtfertigen müssen.“ Schließlich bedankte sich der Vertreter der tschechischen Regierung bei den begeisterten Zuhörern für ihre tatkräftige Unterstützung bei der „Erneuerung und Instandhaltung unseres gemeinsamen Kulturerbes in Böhmen, Mähren und Österreichisch-Schlesien. Ohne Ihre Hilfe würden heute wahrscheinlich viele Kirchen, Kapellen und Friedhöfe gar nicht mehr existieren. Ein großes Vergelt's Gott dafür!“ Auch die Funktion der vertriebenen Sudetendeutschen als „Brückenbauer zwischen unseren beiden Völkern bei der Belebung und Verbesserung der tschechisch-bayerischen Beziehungen“ – auf die bis dahin zumeist nur von deutscher Seite hingewiesen worden war – hob Minister Daniel Herman dankend hervor.

Bernd Posselt, der Sprecher der Sudetendeutschen Volksgruppe, nannte Hermans Anwesenheit und Ansprache einen „sensationellen Auftritt“ sowie ein „beeindruckendes Zeichen des Mutes der proeuropäisch orientierten derzeitigen Prager Regierung“. Sowohl Posselt als auch der bayerische Ministerpräsident Horst Seehofer sprachen von einem „historischen Augenblick“. Die Weichen dafür habe – so Posselt – der bayerische Regierungschef Horst See-

hofer bei dem Besuch des tschechischen Ministerpräsidenten Bohuslav Sobotka in diesem Frühjahr in München gestellt. Dem Motto des 67. Sudetendeutschen Tages „Sudetendeutsche und Tschechen – Dialog verpflichtet“ entsprechend betonte Horst Seehofer in seiner Ansprache bei der Hauptkundgebung, wenn es um das friedliche Zusammenleben der Menschen gehe, gebe es zum Dialog keine Alternative.

Der Empfang, zu dem Markus Söder, der bayerische Staatsminister für Finanzen, Landesentwicklung und Heimat, aus Anlass des 700. Geburtstags von Kaiser Karl IV. in den Rittersaal der Nürnberger Kaiserburg eingeladen hatte, war ein erster kultureller Höhepunkt im Vorfeld des Sudetendeutschen Tages, an dem prominente Regierungs- und Parlamentsvertreter aus Tschechien und Bayern sowie die Spitzenrepräsentanten der Sudetendeutschen Volksgruppe teilnahmen. Es mutet wie eine wunderbare Fügung an, dass die historische „Goldene Straße“ zwischen Prag und Nürnberg, die Karl IV. bauen ließ, just an seinem 700. Geburtstag zu einer „Straße der Versöhnung“ zwischen Tschechen und Sudetendeutschen wurde. Denn am Nachmittag reiste die gesamte in Nürnberg versammelte tschechische, bayerische und sudetendeutsche Prominenz nach Prag, um dort zusammen mit dem Ministerpräsidenten der Tschechischen Republik eine tschechisch-bayerische Landesausstellung über Karl IV. zu eröffnen (die ab dem Herbst im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg zu sehen sein wird) und in der Nacht wieder zum Sudetendeutschen Tag zurückzukehren.

Auf Kaiser Karl IV. bezieht sich auch der alljährlich von der Sudetendeutschen Landsmannschaft verliehene Europäische Karls-Preis. Ausgezeichnet wurde in diesem Jahr Seine Durchlaucht Hans-Adam II., Fürst von und zu Liechtenstein, den Bernd Posselt als „überzeugten und kritischen Europäer“ würdigte, „der für die Völker-

Verleihung der Kulturpreise (v. l.): in der vorderen Reihe Renate Ruchty, der Sohn des verstorbenen Prof. Dr. Karlheinz Filipp, Helmut Hellmessen, Diether Kunerth und die Mütter von Luise Kinseher, in der hinteren Reihe Wolf-Dieter Hamperl, Bernd Posselt, Emilia Müller, Christoph Janacs und Paul Windschüttl



verständnis in Mitteleuropa wesentliche Impulse gesetzt hat“. Der Preisträger sei das Oberhaupt einer Familie, die heute noch den Titel Herzog von Troppau und Jägerndorf trage. „Für die Wurzeln in der Geschichte und für die Visionen für die Zukunft“, so Bernd Posselt in der Laudatio, erhalte Fürst Hans-Adam II. den Europäischen Karls-Preis der Sudetendeutschen Landsmannschaft.

Wie immer galt der Vorabend des Treffens der festlichen Verleihung der Kulturpreise. Wolf-Dieter Hamperl, der Bundeskulturreferent der Sudetendeutschen Landsmannschaft, erinnerte daran, dass die Sudetendeutschen als erste Landsmannschaft nach der Vertreibung Kulturpreise verliehen haben. Der erste Ausgezeichnete sei im Jahr 1951 der bedeutende Maler und Zeichner Alfred Kubin gewesen.

In diesem Jahr erhielt den Großen Sudetendeutschen Kulturpreis Helmut Hellmessen für seine herausragenden Leistungen als Zeichner, Graphiker und Maler. Nach dem Verlust der Heimat hatte der im Jahr 1924 in Karlsbad geborene Künstler in Hessen mit Buchillustrationen große Erfolge. Später beschäftigten ihn als freischaffenden Maler und Graphiker vor allem die griechische

Mythologie und das „Böhmische“. In seinem „Skizzenbuch der Vertreibung“ (2004) widmete er sich den Themen Angst, Panik, Gewalt, Flucht und Vertreibung.

Mit dem Kulturpreis für bildende Kunst und Architektur wurde der im Jahr 1940 im sudetenschlesischen Freiwaldau geborene Maler Diether Kunerth ausgezeichnet. Sein Werk hat unterschiedliche Gestaltungsphasen durchlaufen, vom Malen in der freien Natur bis zur Einbeziehung der Fotografie zur Foto-Grafik. Als Besonderheit wurde im Jahr 2014 in seiner neuen Heimatgemeinde Ottobeuren das Museum für zeitgenössische Kunst „Diether Kunerth“ eröffnet, das 200 Gemälde und 17 Skulpturen von ihm im Rahmen einer Stiftung für die Öffentlichkeit sichern und als ganzheitliches Werk erhalten soll.

Der Lyriker und Lehrer Christoph Janacs, mit böhmischen Wurzeln im Jahr 1955 im oberösterreichischen Linz an der Donau geboren, erhielt den Kulturpreis für Schrifttum und Publizistik. Janacs sei „in seinen Gedichten wie in seinen Prosatexten ein außerordentlich genauer Beobachter und subtiler Erzähler, der seine Wirkung durch eine präzise Ausdrucksgestaltung erzielt“, so sein Laudator Peter Becher, Ge-

schäftsführer des Adalbert Stifter Vereins. Der Fall des Eisernen Vorhangs habe ihn nicht nur als europäisches Ereignis elektrisiert, sondern sei auch Türöffner zu den Stimmungen des Böhmerwalds gewesen. Typisch für die Gestaltung seiner Bücher ist die Zusammenarbeit mit Buchkünstlern und Fotografen.

Der in einer Familie heimatvertriebener Egerländer im Jahr 1954 in Thanstein, Kreis Schwandorf in der Oberpfalz, geborene Paul Windschüttl wurde mit dem Kulturpreis für Musik ausgezeichnet. Als Direktor der Landesmusikschule Cham gehört er zu den Pionieren des Aufbaus und der Pflege von Musikkontakten zu den tschechischen Nachbarn. Er ist ein gefragter Trompetensolist und Organist, wirkt als Dirigent und hat über seine Schule hinaus Lehrverpflichtungen an der Universität Regensburg und an der dortigen Hochschule für katholische Kirchenmusik und Musikpädagogik. Windschüttl genießt das Musizieren in kleinen Gruppen, zu denen auch ein deutsch-tschechisches Quartett gehört.

Leider kam der Tod der Verleihung des Kulturpreises für Wissenschaft an den im Jahr 1941 in Weißkirchlitz, Kreis Teplitz-Schönau, geborenen Professor Dr. Karlheinz Filipp zuvor. Er starb unerwartet im Februar dieses Jahres; sein Sohn nahm die Auszeichnung für ihn posthum in Empfang. Nach dem Studium der Geographie, Geschichte, Pädagogik und Philosophie wurde Karlheinz Filipp bereits 1974 an die Universität Hamburg berufen. In seinen zahlreichen wissenschaftlichen Veröffentlichungen warb er dafür, nicht nur die räumlichen Erscheinungen und Strukturen der Geographie zu studieren, sondern auch die politischen, ökonomischen, sozialen und kulturellen Kräfte aufzuspüren, und wurde so zu einem gefragten Vermittler zu Nachbarfächern wie den Sozial- und Politikwissenschaften. Einen ganz anderen Arbeits- und Lebensbereich stellte

Karlheinz Filipp schließlich im Jahr 2003 in seinem Buch „Misericordia Bohemiae“ vor, in dem er die Geschichte Böhmens und des Sudetenlandes anhand der Geschichte seiner Familie, aus dem Blickwinkel der „kleinen Leute“ schildert.

Der Kulturpreis für darstellende und ausübende Kunst ging an die Kabarettistin Luise Kinseher. Ihre aus Böhmisches Krumau stammende Mutter nahm ihn in Empfang. Luise Kinseher studierte Germanistik, Theaterwissenschaft und Geschichte. Sie schrieb ihre Magisterarbeit über den Münchner Kleinkünstler Siegfried Zimmer Schmied, ohne damals daran zu denken, ebenfalls Kabarettistin zu werden. Durch die Empfehlung eines Verlagsleiters, bei dem sie ein Praktikum absolvierte, kam sie zu dem Bayerischen Wirtshaus-Theater „Iberl Bühne“ in München, wo sie prompt engagiert wurde und sich als Schauspielerin und schließlich als Kabarettistin profilierte. Bekanntheit in ganz Deutschland erlangte sie durch die Fernsehübertragungen des alljährlichen Starkbier-Anstichs auf dem Münchener Nockherberg, bei dem ihr beim „Derblecken“ der Prominenz die Rolle der „Mama Bavaria“ übertragen wurde.

Für ihre volkscundliche und künstlerische Kompetenz und für ihre produktive und in Freundschaft verbundene Gemeinschaft wurde die Böhmerwald Sing- und Volkstanzgruppe München mit dem Sudeten-deutschen Volkstumspreis ausgezeichnet. Der jahrzehntelange Zusammenhalt und die Mitwirkung an zahlreichen Veranstaltungen sind dem Engagement der Mitglieder und ihrer hervorragenden Führungspersönlichkeiten – 50 Jahre lang Renate Slawik und seit 2011 Renate Ruchty – zu verdanken, stellte Heimatpflegerin Zuzana Finger fest. Einen Eindruck von ihren tänzerischen und sängerischen Fähigkeiten vermittelte die ausgezeichnete Gruppe beim traditionellen Volkstumsabend am Pfingstsamstag, an dem neben den vertrauten sudetendeutschen Musikgruppen

und Spielscharen auch die äußerst temperamentvolle tschechische Volkstanzgruppe Javorník aus Neutitschein Begeisterung beim Publikum auslöste.

Einen immer breiteren Raum nehmen bei den Sudetendeutschen Tagen wissenschaftliche und kulturelle Vortragsveranstaltungen ein, die wegen ihrer Fülle zum großen Teil parallel angeboten werden müssen und die Auswahl schwer machen. Diesmal kreisten sie um die Herrscherpersönlichkeit Karls IV., die Situation der Flüchtlinge heute und damals, die Erinne-

rung an die mährische Schriftstellerin Marie von Ebner-Eschenbach aus Anlass ihres 100. Todestags in diesem Jahr und – wie immer – Mundart- und Ahnenforschung, Musik und Tanz und viel Heimatliches an den Messeständen. Mit relativ viel junger sowie zunehmender tschechischer Beteiligung in der Form eines ebenso informativen wie unterhaltsamen Kongresses, verbunden mit Wiedersehensbegegnungen, hat dieses Treffen der Sudetendeutschen durchaus Zukunft.

Ute Flögel (KK)

Weniger Male, mehr Denken

Zur figuralen Gedenkkultur bei der Einweihung des Denkmals für Albrecht von Brandenburg-Ansbach in seiner Heimatstadt



Renaissancefürst Albrecht: Replik des Denkmals, das seit dem Krieg verschollen war, als Geschenk der Stiftung Königsberg an die Stadt Kaliningrad auf der Dominsel

Bilder: der Autor

Wie vieles Sprachschöpferische lässt sich auch der Begriff „Denkmal“ auf Martin Luther zurückführen. Er verwendete das Wort vor allem für die Übersetzung des lateinischen monumentum, das aus dem Verb monere – erinnern abgeleitet einen Gegenstand beschreibt, eine Objektivierung, ein Symbol, an dem sich dieses Erinnern festmachen lässt. Ein Denkmal kann ein Bauwerk sein, ein ganzes Kulturerbe, wie es die UNESCO unter Welterbe auflistet, oder auch die Repräsentation einer Persönlichkeit von überragender Bedeutung.

Denkmäler von Persönlichkeiten sind nicht unumstritten und oft stark geschichtsgebunden. Die totalitären Götzen des 20. Jahrhunderts wurden inzwischen in ihrer Menschunwürdigkeit entlarvt und von den Sockeln ihrer zahlreichen Denkmäler gestoßen. Ebenso erging es mancher Kolonialgröße, vielen Kriegshelden und neuerdings einigen nordafrikanischen und vorderorientalischen Potentaten. Dass es ein Denkmal für den berüchtigten Bomber-Harris in Großbritannien, ein paar Stalin-Statuen in Georgien und zwei Denkmäler

für Alexander Marinesko, den U-Boot-Kommandanten, der die „Gustloff“ versenkte, in Kaliningrad gibt, gehört zu den Skurrilitäten der europäischen Gedenkkultur.

Dennoch: Die Diskussion um Erinnerungskultur und den Sinn von Denkmälern hat auch Klarheit geschaffen. Natürlich gibt es von Goethe bis Schiller und von Luther und den beiden Humboldts bis zu Kant genügend maßgebende Persönlichkeiten, derer man sich aus gutem Grund erinnern und deren Denkmäler man in Ehren halten sollte. Von den bedeutenden griechischen Philosophen Sokrates, Platon und Aristoteles hätten wir keine Vorstellung, stünde uns diese nicht in Stein gemeißelt vor Augen. Und schon in der Mitte des 19. Jahrhunderts begann der bayerische König Ludwig I., in der Walhalla an der Donau bei Regensburg Büsten und Gedenktafeln zu sammeln und ein Pantheon historischer Größen zu schaffen, auch wenn es bis heute nicht gelungen ist, diese Kollektion nach klaren Kriterien abzurunden.

Dass Denkmäler für ein und dieselbe Person völlig unterschiedlich sein können, je nachdem, wann und zu welchem Anlass sie geschaffen wurden, lässt sich am Beispiel des Albrecht von Brandenburg-Ansbach (1490–1568) veranschaulichen. 1511 wurde Albrecht, einundzwanzigjährig, Hochmeister des Deutschen Ordens. Im Hof der Marienburg an der Nogat im heutigen Polen stehen vier Hochmeister, darunter auch Albrecht, in der Rüstung des Deutschen Ordens, wehrhafte Ritter des Mittelalters, deren Auftrag der Kampf gegen die heidnischen Pruzzen sowie der Aufbau und die Verteidigung des Ordensstaates war.

Im Jahre 2005 wurde anlässlich der 750-Jahr-Feier der Stadt Königsberg, des heutigen Kaliningrad, eine Replik des Herzog-Albrecht-Denkmal, das seit dem

Zweiten Weltkrieg verschollen war, als Geschenk der Stiftung Königsberg an die Stadt Kaliningrad auf der Dominsel, dem Kneiphof, gegenüber dem Grabmal Immanuel Kants, errichtet. Dieses Denkmal zeigt einen Renaissancefürsten, Herzog Albrecht, den Reformator von 1525 und Universitätsgründer von 1544, mit der Gründungsurkunde in der Rechten, mit der Linken auf sein Schwert gestützt.

Gestärkt durch Luther selbst, hatte Albrecht mit vielen seiner Ordensritter den evangelischen Glauben angenommen. 1525 legte er den Huldigungseid vor dem polnischen König in Krakau ab, der Deutschordensstaat wurde aufgelöst und es entstand das Herzogtum Preußen, der erste evangelische Staat, in dem Albrecht als erster Monarch bis zu seinem Lebensende herrschte.

Luther beschrieb dieses Ereignis mit den Worten: „Sehet das Wunder! In voller Fahrt und mit prallen Segeln eilt das Evangelium nach Preußen!“ Während seiner 43-jährigen Regentschaft wirkte Albrecht, wie es auf seinem Grabmal zu lesen ist: als

Friedensstifter, gerecht, klug, fromm und gütig. Er schuf im Land zahlreiche Lateinschulen als Vorstufen für die Universität. 1544 gründete Albrecht die berühmte Königsberger Universität, die über 400 Jahre als „Albertina“ seinen Namen trug.

2005 wurde die 1967 gegründete Kalinigrader Universität, die sich als Nachfolgerin der Albertina sieht, bis heute aber nicht mehr als eine Fachhochschule ist, nach Immanuel Kant, dem berühmtesten Gelehrten Königsbergs, benannt. Diese Immanuel-Kant-Universität hat wie die frühere neue Universität ihren Hauptsitz am Paradeplatz, wo auch das Kant-Denkmal wiedererrichtet wurde. An die alte Albertina erinnert ein Gedenkstein auf dem jetzt Kant-Insel benannten Kneiphof, und dort

Der Prozess der Vergeistigung des Bildes, das die Nachwelt von Albrecht hat, wurde vom Bildhauer Friedrich Schelle aufgenommen und umgesetzt.

Vergeistlicht und durchgeistigt: das Standbild in Ansbach, eingeweiht von (v. l.): Dr. Christian Schoen, Stellvertreter der Oberbürgermeisterin von Ansbach, Professor Jacek Wijaczka, Universität Thorn/Torun, Joachim Herrmann, bayrischer Staatsminister des Innern, Bildhauer Friedrich Schelle, Peter Bräunlein, Vorsitzender der Gesellschaft der Freunde Albrechts



steht auch das Herzog-Albrecht-Denkmal im Renaissancestil.

Wie anders nun das Werk des Berchtesgadener Bildhauers Friedrich Schelle, das am 18. Mai 2016 in Ansbach enthüllt wurde. Der Prozess der Vergeistigung des Bildes, das die Nachwelt von Albrecht hat, wurde vom Künstler aufgenommen und fortgesetzt. Er zeigt ein modernes Werk der Konzentration auf das Wesentliche dieser 500 Jahre alten Gestalt, die trotz der zeitlichen Entfernung erstaunlich gegenwärtig wirkt. Allem Prunk entsagt diese bescheiden, aber ehrwürdig wirkende Figur, mönchisch gekleidet, den Blick in eine Ferne gerichtet, die der alltäglichen Hast der heutigen Zeit entgegenwirkt, ihr Einhalt gebietet. Die Gründungsurkunde der Universität wurde vom Künstler durch die Bibel ersetzt, die unter der rechten Hand des Herzogs auf einem Sockel liegt; die Linke hält das Schwert, kaum als Stütze, eher als Zeichen unbedingten Willens.

Albrecht war ein frommer Mann. Der Gedenkgottesdienst in der Ansbacher St. Johanniskirche vor der Denkmalenthüllung

brachte das zum Ausdruck. Im Zentrum stand das von ihm selbst gedichtete Lied „Was mein Gott will, das gescheh' allzeit“. Dreihundert Besucher gedachten des fest in seinem christlich-lutherischen Glauben verankerten Albrecht. Sein Lied ist ein Gebet und ein Glaubensbekenntnis, nicht dogmatisch oder theoretisch, aus ihm spricht tiefes Gottvertrauen und gelebter Alltagsglauben: „Wer Gott vertraut, fest auf ihn baut, den wird er nicht verlassen“. Was für ein Ruf in eine Zeit, die von tiefen Glaubenskrisen geprägt ist.

Das Denkmal entstand auf Initiative des Ansbacher Rotary-Clubs (RC), der auch die notwendigen Spenden sammelte, um es in der Reitbahn des Ansbacher Schlosses zu errichten, wenige Meter vom Geburtshaus des Herzogs entfernt.

Peter Bräunlein, der Präsident des Clubs, zugleich Vorsitzender der Gesellschaft der Freunde des Albrecht von Brandenburg-Ansbach, gab einen kenntnisreichen Einblick in Leben und Wirken des großen Sohnes der Stadt. Staatsminister Joachim

Herrmann würdigte Albrecht als Persönlichkeit von europäischer Bedeutung. Die Schwerpunkte seiner Regentschaft hätten in einer effizienten Verwaltung gelegen, in der Förderung der Bildung durch Schulen und die Universität sowie in seinem Bestreben, den Frieden zu erhalten. Albrecht habe es verdient, dass an ihn gedacht wird,

besonders im Blick auf das bevorstehende Lutherjahr 2017.

So kann sich Ansbach glücklich schätzen, rechtzeitig zum Reformationsjubiläum ein Denkmal des bedeutendsten Glaubenszeugen der Stadt für Preußen und Europa in seinen Mauern zu beherbergen.

Klaus Weigelt (KK)

Kristalline Opulenz

Polnisch-deutsche Museumskooperation in Sachen barockes Glas

Das Muzeum Karkonoskie w Jeleniej Górze (Riesengebirgsmuseum Hirschberg) und das Schlesische Museum zu Görlitz zeigen in einer gemeinsamen Ausstellung ihre wertvollen Bestände barocker Gläser aus Schlesien. Die durch Leihgaben aus großen polnischen Museen sowie aus deutschen Sammlungen ergänzte Präsentation umfasst ein breites Spektrum der Glasproduktion. Bis zum 31. Juli sind die barocken Gläser in Hirschberg/Jelenia Góra zu sehen, danach vom 20. August bis zum 20. November 2016 in Görlitz zu bestaunen. Vor dem Hintergrund, dass in den Glashütten am Fuße des Riesengebirges im 17. und 18. Jahrhundert gläserne Kunstwerke entstanden, die bis heute durch Feinheit, Detailreichtum und Motivvielfalt beeindrucken, wurde die Ausstellung erarbeitet und der von der Ernst von Siemens Kunststiftung geförderte Katalog erstellt.

Bekannt ist, dass im Raum Hirschberg bis 1700 ein Zentrum der Glasproduktion und vor allem der Glasveredlung von europäischem Rang entstand. Die Erzeugnisse zeichneten sich durch aufwendige Schriffe und Schnitte aus, die von den zahlreichen Edelstein- und Glasschneidern mit hoher Kunstfertigkeit gearbeitet wurden. Großen Einfluss auf die Entwicklung hatten die Grafen Schaffgotsch als Territorialherren und Auftraggeber für edle Gläser. Wichtige Abnehmer der Glaserzeugnisse waren Ad-



Gläsernes Riesengebirgs Panorama

Bild: Dieter Göllner

lige in Schlesien, Böhmen und Österreich sowie Hirschberger Kaufleute. Andere Kunden waren Geschäftsreisende und auch die ersten Bildungsreisenden oder Kurgäste in Bädern wie Warmbrunn.

Die Schau präsentiert über 150 Gläser aus der Zeit von 1617 bis 1800. Darunter sind einfache Gebrauchsgläser wie Karaffen und Krüge, aber auch hochwertige Arbeiten wie etwa jene aus der Werkstatt und dem Umkreis des Glaskünstlers Friedrich Winter (1652–1708). Auch von Christian Gottfried Schneider (1710–1772) aus Warmbrunn sind gläserne Werke zu sehen. Darüber hinaus wird im Muzeum Karkonoskie auch ein Musterbuch Schneiders aufbewahrt.

Die Motive der Gläser sind den Wünschen der Käufer entsprechend vielfältig. Für adlige Kunden wurden meistens deren Wappen in die Wandung der Gläser geschliffen. Häufig anzutreffen sind auch Jagddarstellungen sowie allegorische und

mythologische Szenen. Besonders beliebt waren Orts- und Landschaftsdarstellungen, etwa Ansichten von Breslau, Hirschberg, Warmbrunn und das Panorama des Riesengebirges mit der Schneekoppe. Eine weitere Motivgruppe bilden die Handels- und Kaufmannsmotive, darunter Kontore, Händler und Kunden beim Geschäftsabschluss, Fuhrwerke, Handwerkstätigkeiten, Embleme von Zünften sowie Schiffe für den Handel mit England.

Gefördert wird das deutsch-polnische

Projekt von deutscher Seite durch die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien aufgrund eines Beschlusses des Deutschen Bundestages, das Sächsische Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst, das Sächsische Staatsministerium des Innern, die Ernst von Siemens Kunststiftung und die Kulturreferentin für Schlesien und auf polnischer Seite vom Marschallamt der Woiwodschaft Dolny Slask/Niederschlesien.

D. G. (KK)

KK-NOTIZBUCH

Der **Freistaat Bayern** und die **Tschechische Republik** nehmen den 700. Geburtstag **Kaiser Karls IV.** zum Anlass für eine gemeinsame **Landesausstellung** (vgl. Seite 24 in diesem Heft). Sie ist bis zum 25. September in der Wallenstein-Reitschule Prag zu sehen, vom 20. Oktober 2016 bis zum 5. März 2017 zeigt sie das Germanische Nationalmuseum Nürnberg. Etwa 140 Exponate der Tafel- und Buchmalerei, Skulpturen, Goldschmiedearbeiten, Textilien, Handschriften und Urkunden, Waffen, Münzen und Kunstgewerbe, aber auch Objekte aus Archäologie und Klimaforschung, Filmsequenzen und Hörstationen gewähren einen neuen und spannenden Blick auf den Herrscher und sein Jahrhundert.

Hinter dem Titel „**Soundweaving**“ verbirgt sich ein experimentelles Kunstwerk, das vom 30. Juni bis zum 23. Oktober im **Donauschwäbischen Zentralmuseum** Ulm zu erleben ist. Es verbindet Volkskunst mit Design und Musik, bedient sich verschiedener Medien und kommu-

niziert auf unterschiedlichen Ebenen. Erarbeitet wurde es an der **Moholy-Nagy-Universität für Kunst und Design in Budapest**. Die Designerin Zsanett Szirmay wandelte die traditionellen Stick- und Webmuster in Lochmuster um. An der tonalen Umformung wirkten der Komponist Bálint Tárkány-Kovács und der Jazzmusiker Dániel Vikukel mit.

Bis zum 3. Oktober zeigt das **Siebenbürgische Museum** Gundelsheim unter dem Titel „Mit Nadel und Feder“ eine Sonderausstellung, für die es die Schatztruhen seiner **Grafischen Sammlung** geöffnet hat und eine Auswahl herausragender Blätter vom Ende des 15. Jahrhunderts bis zur Gegenwart mit besonderem Augenmerk auf deren technische Ausführung präsentiert.

Der Tiermaler **Dieter Schiele** präsentiert bis zum 21. August eine **Gemäldeausstellung** „Tiere und Jagd“ im **Kulturzentrum Ostpreußen**, Ellingen.

(KK)

Dieses Heft wurde gedruckt mit Unterstützung der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.



Herausgeber:
Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter
Telefon (02223) 90660 11/-2
E-Mail: georgaescht@arcor.de
Internet: www.kulturportal-west-ost.eu

Redaktion: Georg Aescht (verantwortlich)

Textnachdruck in Zeitungen und Zeitschriften
honorarfrei bei Quellenangabe (KK).
Zwei Belegexemplare erbeten.
Artikelübernahme in Bücher und Broschüren bedarf
der jeweiligen Vereinbarung mit dem Autor.
Bildabgabe leihweise auf Anforderung.
Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet.

Verlag: Westkreuz-Verlag GmbH Berlin/Bonn

Herstellung:
Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn
Töpchiner Weg 198/200, 12309 Berlin
Telefon (030) 7452047, Fax (030) 7453066
E-Mail: prepress@westkreuz.de
Internet: www.westkreuz.de

Bestellschein

Ich möchte Ihre monatlich erscheinende
KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ
regelmäßig zugeschickt erhalten. Die Jahresgebühr
von 35 Euro begleiche ich nach Erhalt der Rechnung.
Das Abonnement ist zum Jahresende kündbar.

Meine Versandanschrift lautet:

Name

Straße/Nr.

Plz/Ort

Datum/Unterschrift

Ihr Interesse kann Interesse wecken!

Wenn Ihnen die Thematik der
KULTURPOLITISCHEN
KORRESPONDENZ
am Herzen liegt, so geben Sie sie
bitte auch an Bekannte und Freunde
weiter. Die Stiftung Deutsche Kultur
im östlichen Europa – OKR ist dank-
bar für jede Hilfe bei der Erfüllung
ihrer selbstgestellten Aufgabe, ost-
deutsches kulturelles Erbe bewusst
und europäischen kulturellen Aus-
tausch lebendig zu erhalten.

**Aufgrund der angespannten
Finanzlage bitten wir um Spenden:
Konto 175 321 02, BLZ 370 501 98,
Sparkasse KölnBonn
IBAN DE86 3705 0198 0017 5321 02
BIC COLSD3 33**

Bestellschein senden an:

**Stiftung Deutsche Kultur
im östlichen Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter**